1,60 DM / Band 104
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12,-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen

Vernon Graves

Im Reich des Feuerdämons

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- Lm. / Spanien P 80



Im Reich des Feuerdämons

Damona King Nr. 104

Teil 1/2

von Hans Wolf Sommer

erschienen am 07.02.1983

Im Reich des Feuerdämons

Majestätisch wie ein gewaltiges Denkmal ragte der erloschene Vulkan in die Höhe. Schwarz und düster gähnte der breite Krater, der so tief war, daß niemals ein Sonnenstrahl seinen Grund erreicht hatte.

Obwohl fruchtbare Lavaerde seine kegelförmig abfallenden Flanken bedeckte, war der Berg so kahl und tot wie eine Mondlandschaft. Kein Baum, kein Strauch wuchs in seinem Bannkreis, kein Vogel nistete zwischen seinen schroffen Felsen. Es schien, als mieden Pflanzen und Tiere die Nähe des Vulkans.

Die Azteken, die einst das Land beherrschten, hatten ihn Xochipopoca genannt, was so viel wie »rauchende Blume« bedeutet. Aber schon lange bevor das Volk Montezumas im Hochland von Mexiko ansässig wurde, hatte der Vulkan einen anderen Namen getragen. Der Berg des Grauens…

Es begann mit einem fernen Donnergrollen.

Mark Rowlands, der gerade seinen Fleischspieß über das Lagerfeuer hielt, blickte erstaunt auf. »Was… war das?«

Gilbert J. Sturgeon saß seinem Freund und Kollegen am Feuer gegenüber. Er trank seine Bierbüchse aus und gähnte. »Es scheint sich ein Gewitter zusammen zu brauen«, sagte er. »Hoffentlich zieht es nicht hier rüber. Ich würde heute nacht ganz gerne in Ruhe schlafen. Es liegt ein verdammt anstrengender Tag hinter uns.«

»Ein Gewitter? Ich weiß nicht…«

Zweifelnd blickte Rowlands zum Himmel empor. Der Abend war so klar wie selten. Die Sterne des Südens glitzerten und funkelten wie Edelsteine. Keine Wolke trübte ihren kalten Glanz. Nach der Hitze des Tages war es jetzt beinahe kühl geworden. Von Gewitterluft konnte ganz bestimmt keine Rede sein.

Wieder erklang das ferne Grollen, lang anhaltend und irgendwie

… bedrohlich.

Donner?

Nein, Rowlands war sich ziemlich sicher, daß es sich nicht um ein Gewitter handelte. Das Grollen schien eher aus der Tiefe, aus den Eingeweiden der Erde zu kommen. Unwillkürlich dachte er an eine gewaltige Sprengung, deren Echo sich unterirdisch fortpflanzte.

»Ich würde beinahe auf ein Erdbeben tippen«, sagte Mark Rowlands besorgt.

»Unsinn«, widersprach ihm sein Kollege. »Hier hat es schon seit vielen Jahren keine Erdbeben mehr gegeben. Es ist ein Gewitter, das kannst du mir glauben.«

»Es gibt Vulkane in dieser Gegend«, erwiderte Rowlands.

»Auch die sind seit Jahrzehnten nicht mehr aktiv gewesen.«

Aber Mark Rowlands ließ sich nicht überzeugen. Er fühlte sich plötzlich unwohl in seiner Haut, sehr, sehr unwohl.

Und er war nicht der einzige, dem es so ging. Pablo, einer der einheimischen Helfer, kam um Feuer der beiden Engländer herüber.

Unsicher blieb er stehen.

»Mr. Sturgeon…«

»Ja, Pablo?« Sturgeon lachte. »Du hast doch nicht etwa auch Angst vor dem Gewitter?«

»Es ist kein Gewitter, Mr. Sturgeon.«

»Sondern?«

Im Gesicht des Indianers zuckte es nervös. Ein paar Schweißtropfen hatten sich auf seiner Stirn gesammelt, die er sich mit einer fahrigen Handbewegung wegwischte.

»Es ist… der Berg des Grauens«, sagte er stockend.

»Wie?« Verständnislos blickte Gilbert J. Sturgeon den Vorarbeiter der indianischen Helfer an.

»Bestimmt meint er irgendeinen Vulkan«, vermutete Rowlands.
»Ja«, bestätigte Pablo, der in Wirklichkeit ganz anders hieß, von den beiden Europäern jedoch so genannt wurde, weil sich sein indianischer Name nicht aussprechen ließ. »Dort!« Er hob die rechte Hand und deutete in die Dunkelheit hinein.
Die Lichtverhältnisse erlaubten nicht, etwas zu erkennen. Weiter als der Schein des Lagerfeuers reichte, konnten die Augen nicht sehen. Aber die beiden Engländer waren inzwischen bereits länger als zwei Wochen mit der Ausgrabung der alten aztekischen Tempelruine von Tezolan beschäftigt, um die nähere und weitere Umgebung einigermaßen zu kennen.
»Der Xochipopoca«, sagte Rowlands.
Pablo nickte stumm. Gilbert J. Sturgeon aber schüttelte entschieden den Kopf.
»Ich habe mich erkundigt«, sagte er. »Der Xochipopoca ist zuletzt im Jahr 1893 ausgebrochen. Seitdem hat es keinerlei vulkanische Aktivitäten mehr gegeben. Es wäre verdammt komisch, wenn der Berg ausgerechnet jetzt wieder zu spucken anfangen würde.«
»Erinnerst du dich an den Ausbruch des St. Helens im vergangenen Jahr?« gab Mark Rowlands zu bedenken. »Der hatte auch eine halbe Ewigkeit geschwiegen, bevor er dann gänzlich unerwartet wieder ausbrach. Keiner hätte es für möglich gehalten.«
Sturgeon zuckte die Achseln. »Okay, okay, es steckt natürlich keiner drin. Ich glaube es zwar nicht, aber selbst wenn… Was soll uns schon passieren? Lava hat bekanntlich die Tendenz, abwärts zu flie- ßen. Wir befinden uns hier aber selbst auf einem Berg meilenweit entfernt. Selbst im ungünstigsten Fall sind wir also vollkommen sicher. Habe ich recht, Pablo?«
Der Indianer lächelte nur verkniffen. Er hatte so gut wie kein Wort verstanden, denn seine Kenntnisse der englischen Sprache waren sehr bescheiden. Sturgeon übersetzte alles, was er gesagt hatte, noch mal ins Spanische.
Trotzdem konnte er den Einheimischen, der wie die anderen Helfer in einem unweit gelegenen Hochlanddorf lebte, nicht beruhigen.
»Wir haben keine Angst vor dem Feuer und der glühenden Asche«, sagte er. »Es ist… etwas anderes.«
»Und was?«
Pablo druckste herum, wollte nicht richtig heraus mit der Sprache.
Erst nachdem ihm Mark Rowlands aufmunternd zugenickt hatte, gab er eine Antwort.
»Wir fürchten die… Dämonen!«
Sturgeon lachte. »Dämonen? Was für Dämonen?«
»Die Dämonen, die tief unten im Berg des Grauens wohnen. Sie steigen nach oben und verschlingen jeden, dessen sie habhaft werden

können.«

Wie um die Worte des Indianers zu bekräftigen, erklang jetzt in der Ferne wieder der grollende Donner. Gleichzeitig huschte für wenige Augenblicke eine grellende Lichterscheinung über den nächtlichen Himmel, die sich jedoch gleich wieder verflüchtigte. Pablo zuckte zusammen, als habe ihn ein Faustschlag getroffen.

»Haben Sie das Zeichen gesehen?« flüsterte er beinahe tonlos. »Die Dämonen kündigen ihr Kommen an!«

»Ach, ja, tun sie das?« spöttelte Gilbert J. Sturgeon. »Wie nett von ihnen, daß sie uns auf diese Weise warnen!«

Pablo war für die Ironie nicht empfänglich. Er stand wie gelähmt da und blickte mit weit aufgerissenen Augen in die Richtung, in der der Xochipopoca lag.

Mark Rowlands glaubte ebensowenig wie sein Freund und Kollege an Dämonen und sonstigem Spuk. Aber er fand es nicht richtig, daß Sturgeon den braven Einheimischen verspottete. Pablo und seine Dorfgenossen hatten sich bei den Ausgrabungsarbeiten als zuverlässige, arbeitssame Burschen erwiesen. Daß sie ungebildet und abergläubisch waren, konnte und sollte man ihnen nicht zum Vorwurf machen.

Erneut rollte der ferne Donner durch die Nacht, begleitet von einer grellen Leuchterscheinung.

»Verdammt, doch ein Vulkanausbruch«, stellte Mark Rowlands fest und bedachte seinen Kollegen mit einem finsteren Blick.

»Na und?« Sturgeon zuckte mit den Schultern. »Wie ich schon sagte – wir sind hier nicht gefährdet.«

Pablo sah das anders. Er erwachte jetzt aus seiner Erstarrung, stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Dann drehte er sich auf dem Absatz um und rannte zu den Zelten der Arbeiter hinüber.

Dort war inzwischen hektische Betriebsamkeit entstanden. Die anderen Einheimischen eilten hin und her und schnatterten in ihrer Stammessprache laut aufeinander ein.

Pablo rief ihnen etwas zu, das auch die beiden Europäer trotz mangelnder Sprachkenntnisse verstehen konnten.

»Weg hier!«

Und die Arbeiter zögerten keine Sekunde, der Aufforderung ihres Anführers Folge zu leisten. Sie packten ihre Habseligkeiten zusammen und wandten sich wie ein Mann zur Flucht.

Gilbert J. Sturgeon sprang vom Feuer auf. »He, wollt ihr wohl gefälligst hierbleiben!«

Die Einheimischen beachteten ihn gar nicht. Sie stürmten davon, ohne sich noch ein einziges Mal umzudrehen. Innerhalb weniger Augenblicke waren sie in der Dunkelheit verschwunden.

Sturgeon schickte ihnen eine Kanonade von Flüchen und

Verwünschungen hinterher. Aber natürlich erreichte er damit nicht das Geringste. Die beiden Europäer blieben allein zurück.

»Hör auf zu schimpfen«, sagte Rowlands. »Hast du nicht gesehen, daß sie vor Angst fast gestorben sind?«

»Abergläubische Dummköpfe. Dämonen wenn ich so einen Unsinn schon höre!«

»Andere Länder, andere Sitten«, erwiderte Rowlands philosophisch. »Regen wir uns nicht auf. Die Leute werden schon zurückkommen, wenn sie erkennen, daß keine Gefahr mehr besteht.«

»Hoffentlich. Ohne Helfer sind wir bei unserer Arbeit ganz schön aufgeschmissen.«

Mark Rowlands wollte noch etwas sagen, unterließ es aber. Etwas anderes nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Dort wo der Xochipopoca lag, war der Himmel auf einmal taghell. Lodernde Flammen züngelten hoch, waberten hin und her und bildeten einen Kranz, der aus der Ferne wie eine prächtige Orchidee aus purem Feuer aussah. Irgendwie aber hatte diese Leuchterscheinung auch etwas Unheimliches an sich.

»Komischer Vulkanausbruch«, stellte Rowlands fest. »Findest du nicht, Gilbert?«

»Meinst du?« sagte Sturgeon. »Mir fehlen die Vergleichsmöglichkeiten, denn ich hatte bisher noch nie Gelegenheit, einen Ausbruch in natura zu erleben. In einem aber muß ich den Indios recht geben. Der Name ›Rauchende Blume‹ für den Berg ist sehr zutreffend.«

Fasziniert starrten die beiden Engländer zu dem feuerspeienden Berg hinüber. Die Flammenblume blähte sich jetzt auf, veränderte ihre Gestalt. Aus der Orchidee wurde ein riesiges… Gesicht. Nein, kein Gesicht, mehr eine Fratze, die von abstoßender Häßlichkeit war. Riesige rote Augen, in denen es höllisch glitzerte, eine schnabelähnlich gebogene Nase, aus denen in allen Regenbogenfarben schillernde Rauchwolken hervorbrachen, ein zähnestarrender Rachen, der teuf lieh zu grinsen schien.

Unwillkürlich zuckte Mark Rowlands zusammen. »Verdammt noch mal, das sieht ja wirklich wie ein Dämon aus!« Er spürte, wie ein paar Schweißtropfen auf seine Stirn getreten waren.

Belustigt lachte Gilbert J. Sturgeon auf. »Luftspiegelungen, sonst gar nichts. Eine Laune des Zufalls. Warte ein paar Augenblickte, dann sieht das Bild schon wieder ganz anders aus.«

Aber Sturgeon irrte sich. Die erschreckende Dämonenfratze am Himmel verflüchtigte sich nicht. Es sah so aus, als ob das Feuer fest Gestalt angenommen hatte. Ein wahnsinniger Maler schien seinen Alptraum auf die Himmelsleinwand gebannt zu haben.

Mark Rowlands fühlte sich immer unbehaglicher. »Du kannst sagen,

was du willst, aber die Augen dieser… ah … Luftspiegelung starren genau zu uns herüber!«

»Blöd…«

Das Wort blieb Sturgeon im Hals stecken. In einer Entfernung von vielleicht hundert Metern sah er etwas.

Lichter!

Sie sahen aus wie die Scheinwerfer eines Autos, das durch dichten Nebel fuhr, verschwommen, diffus und irgendwie… geisterhaft.

Fünf, sechs Lichter waren es, die dort hin und her wirbelten und einen geheimnisvollen Tanz aufzuführen scheinen.

»Was… ist das?« flüsterte Mark Rowlands.

»Vielleicht… vielleicht kommen unsere Indios zurück«, sagte Sturgeon. Aber er glaubte selbst nicht, was er da sagte. Die Einheimischen waren in die entgegengesetzte Richtung gelaufen. Diese eigenartigen Lichter jedoch kamen von dort, wo der Xochipopoca emporragte und die Feuerfratze am Himmel stand.

Näher und näher rückten die unheimlichen Lichter heran. Es dauerte nicht mehr lange, bis die beiden Männer das Phänomen fast unmittelbar vor sich hatten.

»Es sind… Nebelwolken«, stellte Mark Rowlands fest.

»Nebel?« echote Sturgeon. »Nein, ich würde eher sagen, daß es sich um Rauchwolken handelt!«

»Rauch aus dem… Vulkan!«

Nur noch wenige Meter waren die geheimnisvoll leuchtenden Rauchschwaden jetzt entfernt. Wie gebannt blickten ihnen Gilbert J.

Sturgeon und Mark Rowlands entgegen.

Dann erwachte Rowlands aus seiner Erstarrung.

»Verschwinden wir hier!« stieß er hervor. »Das geht nicht mit rechten Dingen zu.«

Diesmal widersprach ihm sein Freund und Kollege nicht. Als sich Rowlands hastig auf dem Absatz umdrehte und davonlief, schloß er sich eilig an.

Aber die beiden Männer kamen nicht weit.

Die erste der leuchtenden Wolken erreichte Sturgeon. Innerhalb einer Sekunde war der Archäologe von allen Seiten eingehüllt. Eine sengende Hitze fiel einem wilden Tier gleich über ihn her. Augenblicklich hatte er das Gefühl, daß er von Kopf bis Fuß in hellen Flammen stand.

Sturgeon wollte schreien, brachte Jedoch keinen Ton heraus. Der Rauch kroch ihm in Mund und Nase, stieg ihm in die Kehle, breitete sich dann in seinem ganzen Körper aus. Die Sinne schwanden ihm.

Und Mark Rowlands ereilte dasselbe Schicksal.

***

Es war ein herrlicher Morgen. Der Frühnebel hatte sich aufgelöst, und die Sonne brach wie ein strahlender Edelstein aus den Wolken hervor. Die Berge des schottischen Hochlands badeten in ihrem hellen, warmen Schein. Auch King's Castle, das im Herzen der Highlands lag, konnte sich des schönen Frühlingstages erfreuen.

Damona King und ihr Freund und Generalbevollmächtigter saßen beim Frühstück. Der Tee dampfte in den Tassen, und der goldbraune Toast verbreitete einen aromatischen Geruch. Mike Hunter nahm es kaum zur Kenntnis. Während er eine Scheibe mit Strawberry Jam bestrich, war sein Kopf vollkommen hinter der Morgenzeitung verborgen.

Damona betrachtete ihn mißbilligend. »Die Sportberichte scheinen wieder mal interessanter zu sein als ich«, stellte sie anzüglich fest.

»Vielleicht sollte ich Tennisspielerin werden.«

»Sicher, sicher«, sagte Mike, ohne den Blick zu heben. »Tennis ist ein toller Sport Und du könntest verdammt viel Geld dabei verdienen.«

Geld beim Tennis zu verdienen, hatte Damona nun wirklich nicht nötig. Als Eigentümerin des weltweit operierenden King-Konzerns war sie eine der reichsten Frauen der Erde. Außerdem hätte sie auch kaum Zeit gefunden, ausgiebig dem kleinen weißen Ball nachzujagen. Wenn sie sich nicht um die Geschicke des Konzerns kümmerte, war sie meistens damit beschäftigt, in ihrer Eigenschaft als weiße Hexe gegen die Mächte der Finsternis zu kämpfen. Fast immer half ihr Mike dabei. Daß die beiden im Augenblick Gelegenheit hatten, ein paar Tage auf King's Castle auszuspannen, kam nicht allzu oft vor.

Seufzend köpfte Damona ein Ei. Natürlich nahm sie es ihrem Freund nicht ernsthaft übel, daß er seinen Kopf so eifrig in die Zeitung steckte. Männer waren nun einmal so. Und ob die Lebensgefährtin nun Millionärin oder kleine Verkäuferin war, machte dabei keinen Unterschied.

Henry, Butler und treue Seele von King's Castle, betrat das Frühstückszimmer. In der Hand hielt er einen dicken Packen von Karten, Briefen und Broschüren.

»Die Post, Miß King.«

»Gut, Henry, legen Sie sie da auf den Tisch.«

Der Butler kam der Aufforderung nach. »Brauchen Sie sonst noch etwas, Miß King.«

»Danke. Wir sind bestens versorgt.«

Henry zog sich wieder zurück, und da Mike weiterhin in seine Lektüre versunken war, griff Damona achselzuckend nach der Post.

Es war das Übliche einige Privatbriefe, Schreiben von Leuten, die es auf Damonas Geld abgesehen hatten, Reklamesendungen und auch einige Geschäftspost. Letztere wurde zwar zum überwältigenden Teil an die Londoner Konzernadresse gerichtet, aber dann und wann

kamen auch Schreiben, die für die Chefin der Firma persönlich bestimmt waren. Damona fing an, die Briefe, die ihr am interessantesten vorkamen, mit einem Frühstücksmesser aufzuschlitzen.

Mike Hunter hatte Politik, Wirtschaft und Sport inzwischen durchgearbeitet und wandte sich dem Allgemeinen zu.

»He«, rief er auf einmal aus, »kannst du dich an Mark Rowlands erinnern?«

»Rowlands?« Damona blickte von dem Brief einer alten Studienfreundin hoch. »Ich wüßte im Augenblick nicht…«

»Wir haben ihn vor ein paar Monaten beim Bankett der Gesellschaft für Kultur und Wirtschaft kennengelernt.«

»Ist das dieser Archäologe?«

»Genau. Es steht etwas über ihn in der Zeitung.«

»Was hat er gemacht? Das Grab von Julius Cäsar entdeckt?«

Mike schüttelte den Kopf. »Er scheint, tot zu sein.«

»Oh, das tut mir leid«, erwiderte Damona und meinte es auch.

»War ein recht kluger und sympathischer Mann, dieser Mark Rowlands. Wie ist es passiert?«

»Er war mit Ausgrabungsarbeiten im Hochland von Mexiko beschäftigt und ist dort spurlos verschwunden, er und ein Kollege. Die mexikanische Polizei geht davon aus, daß er wahrscheinlich einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist. Man nimmt an, daß die beiden Archäologen von ihren indianischen Helfern beraubt und umgebracht worden sind.«

Damona erinnerte sich, daß sie bei dem Bankett auch Rowlands Frau kennengelernt hatte, eine kleine, zarte Blondine, die ihr ebenfalls sehr sympathisch gewesen war. »Wir müssen seiner Frau ein Beileidschreiben schicken«, sagte sie, teilnahmsvoll.

»Dazu dürfte es ein bißchen zu spät sein«, meinte Mike. »Hier in der Zeitung steht, daß Rowlands und sein Kollege schon seit mehreren Wochen verschollen sind.«

»Tut mir wirklich leid«, sagte Damona noch einmal und griff dann nach dem nächsten ihrer Briefe.

Er war gerichtet an Miss Damona King, persönlich und hatte keinen Absendervermerk. Damona war schon drauf und dran, ihn achtlos beiseite zu legen. Wahrscheinlich stammte er von jemanden, der sie veranlassen wollte, eine sagenhafte neue Erfindung zu finanzieren oder sich an einem phantastischen Immobilienprojekt in den kanadischen Wäldern zu beteiligen. Sie kannte diese Briefe aus Erfahrung und wußte, daß praktisch nie etwas Vernünftiges darin stand. Mehr aus einer Laune heraus öffnete sie den Umschlag trotzdem.

Und es war gut, daß sie dies tat. Der Brief war nämlich hoch

interessant. Er kam von einem hohen Beamten des Wirtschaftsministeriums, dem der King-Konzern in der Vergangenheit gelegentlich gewisse Gefälligkeiten erwiesen hatte. Gespannt führte sie sich das Schreiben zu Gemüte. »Mike.«

»Ja?« Ihr Freund geruhte, sie über den Rand seiner Zeitung anzublicken. »Ein Brief von Fitzsimmons.«

»Oh.« Mike, der als Generalbevollmächtigter Damonas und führender Mann der Konzernspitze natürlich über die delikaten Beziehungen zu dem Beamten Bescheid wußte, ließ die Zeitung sinken.

»Was schreibt unser guter Freund denn?«

»Öl!«

»Öl?«

»Du erinnerst dich, daß vor einiger Zeit ein Gutachten erstellt wurde, nach dem es hier in den schottischen Highlands Erdöl geben soll, ja?«

Mike Hunter nickte. »Ja. Die Vorkommen sollen angeblich von der gleichen Beschaffenheit wie das Nordseeöl sein, daß von England und Norwegen gefördert wird. Man hat die Angelegenheit jedoch seinerzeit wegen der zu hohen Kosten vorläufig zu den Akten gelegt.«

»Fitzsimmons schreibt uns vertraulich, daß einige Herren inzwischen ihre Meinung geändert haben. In allerkürzester Zeit sollen Probebohrungen vorgenommen werden.«

Mike pfiff leise durch die Zähne. »Sieh einer an! Wenn die Probebohrungen erfolgreich verlaufen… Könnte ein Riesengeschäft werden, meinst du nicht?«

»Dieser Ansicht ist Fitzsimmons auch. Deshalb hat er uns die Information zugespielt.«

Gedankenvoll blickte Mike zur Decke. »Das könnte etwas für die Northern Oil Ltd. sein. Wenn wir uns frühzeitig um eine Bohrkonzession bemühen würden…«

Die Northern Oil Ltd. war eine Tochtergesellschaft des King-Konzerns, die sich mit der ganzen Palette des Ölgeschäfts beschäftigte.

Die Firma verfügte über eigene Quellen, über Raffinerien und über ein Tankstellennetz. In den letzten Jahren hatten die Umsätze der NOL ständig zweistellige Zuwachsraten gehabt.

»Nein!« sagte Damona King entschieden.

»Nein?« Fragend blickte Mike sie an. »Die Highlands sind einige der wenigen Landschaften in unserem Land, in denen die Großindustrie noch keinen Fuß gefaßt hat. Hier hat die Natur noch eine Chance. Und wenn es nach mir geht, dann soll es auch dabei bleiben. Wirf einen Blick aus dem Fenster. Willst du, daß wir in kurzer Zeit statt auf Berge und Wälder auf Bohrtürme starren?«

»Nein, natürlich nicht, aber…«

»Da gibt es kein Aber! Manchmal muß man das Profitdenken in den Hintergrund stellen und an die Umwelt denken. Es gibt genug Öl in

der Welt. Deshalb ist es keineswegs erforderlich, wieder einmal eine natürliche Landschaft zu zerstören.«

»Damona King, Erste Vorsitzende des Gemeinnützigen Vereins zur Rettung der Highlands«, sagte Mike spöttisch. »Hast du dich auch schon für die Kandidatenliste der Grünen aufstellen lassen?«

»Ich finde deine Späße gar nicht so witzig«, sagte Damona beinahe wütend.

Mike wurde wieder ernst. »Im Grunde genommen stimme ich dir zu«, erwiderte er nach einer Weile. »Es wäre wirklich eine Schande, die Highlands zu verpesten. Aber wie willst du es verhindern? Wenn die Northern Oil Ltd. die Bohrungen nicht durchführt, tut es eine andere Gesellschaft. Das ist doch keine Frage.«

»Wir werden sehen«, sagte Damona. »Der King-Konzern besitzt einigen Einfluß. Und es ist noch lange nicht aller Tage Abend.«

Schweigend frühstückten die beiden weiter.

***

Es war eine Nacht, die nur für die Liebe gemacht zu sein schien. Ein lauer Wind wehte, die Luft war lind und warm und der fast volle Mond lächelte freundlich auf die Erde hinunter. Die Wellen des Maars schwappten leise, wenn der Kiel des Ruderboots sie zerteilte.

Michael Steeger hatte die Ruder längst losgelassen und überließ es dem Wind, das Boot zu lenken. Seine Hände waren mit etwas Angenehmeren beschäftigt. Und dieses Angenehme war seine Freundin Petra Holzmann, die neben ihm auf der Ruderbank saß und sich ganz eng an ihn preßte.

»Wie schön wäre es, wenn diese Nacht niemals zu Ende ginge«, flüsterte das Mädchen verliebt.

Auch Michael Steeger hätte nichts dagegen gehabt. Aber leider konnte dieser schöne Wunsch nicht in Erfüllung gehen. Heute war der letzte Tag seiner Semesterferien. Morgen würde er nach Aachen zurückfahren müssen. Die TH wartete schon auf ihn. Aber morgen war morgen, und heute war heute. Als Petra noch etwas sagen wollte, ließ er es nicht dazu kommen, sondern verschloß ihren Mund mit seinen Lippen. Die Welt ringsum versank für die beiden jungen Menschen.

Dann aber wären sie beinahe tatsächlich versunken. Ein dumpfes Krachen ließ sie so heftig auseinanderfahren, daß das kleine Boot ins Schaukeln geriet. Durch eine schnelle Gewichtsverlagerung gelang es Michael Steeger gerade noch, ein Umkippen zu verhindern.

»Was, zum Teufel, war das?«

Das schwarzhaarige Mädchen blickte zum Nachthimmel empor.

»Ein Gewitter?« Sie wurde ganz aufgeregt. »Michael, wir müssen schnell runter vom See. Wasser zieht den Blitz an und…«

»Hast du einen Blitz gesehen?« gab der angehende

Maschinenbauingenieur zurück, »Ich nicht. Außerdem haben wir auch gar keine Gewitterluft. Es muß etwas anderes gewesen sein.«

»Ein Düsenjäger, der die Schallmauer durchbrochen hat?«

»Abends um elf? Die Eifel ist zwar so etwas wie eine Rennstrecke für Bundeswehr und Amis. Aber nachts haben die Brüder zum Glück Startverbot. Nein, da würde ich eher auf eine Sprengung tippen. Schließlich gibt es hier in der Gegend mehrere Steinbrüche.«

»Abends um elf?« machte seine Freundin denselben Einwand, den er gerade gemacht hatte.

»Auch wieder wahr«, murmelte Steeger.

Er blickte sich nach allen Seiten um, sah jedoch nichts Außergewöhnliches, Das Ruderboot befand sieh fast in der Mitte des Kratersees. Aus dieser Entfernung war das Ufer kaum auszumachen. Er zuckte die Achseln und lachte kurz auf.

»Was kümmerte uns?« sagte er. »Wir wollen uns doch durch so ein bißchen Geknalle nicht den Abend kaputtmachen lassen, oder?«

»N… nein.«

Michael Steeger legte wieder den Arm um seine Freundin und zog sie an sich.

Da krachte es zum zweiten Mal, lauter, dröhnender, beängstigender als zuvor.

Wieder führen die beiden jungen Leute auseinander.

»Verdammt, jetzt reicht's mir aber!« schimpfte Michael Steeger.

»Ich muß schon sagen…«

Das Mädchen klammerte sich an ihn. »Michael – ich… – ich habe Angst!«

Steeger tätschelte beruhigend ihren Arm. »Aber wovor denn? Ich bin doch bei dir.«

Petra Holzmann blickte mit angestrengten Augen ins Wasser, auf dessen Oberfläche sich der silberne Mond spiegelte. »Weißt du, was ich glaube, Michael?«

»Ja?«

»Dieses komische Geräusch kam von unten!«

»Aus dem Wasser, meinst du?«

Das Mädchen nickte.

»Aber das ist unmöglich«, sagte Steeger.

»Wirklich? Die Maare sind doch früher Vulkane gewesen. Und ich habe irgendwo gelesen, daß sie jederzeit wieder ausbrechen können. Wenn ein solcher Ausbruch jetzt bevorsteht.«

Michael Steeger konnte nicht anders, er mußte lachen. »Ich weiß nichts Wie lange es her ist, seit die Vulkane hier zum letzten Mal gespuckt haben. Aber ich glaube, noch nicht einmal die Neandertaler haben etwas davon abgekriegt Mach dich nicht verrückt, Petra. Solche Überlegungen sind ganz einfach absurd.«

»Bist du ganz sicher?«
»Ganz sicher!«
Aber so ganz sicher, wie er sich gab, war Steeger doch nicht. Wenn er sich seihst gegenüber ganz ehrlich war, dann hatte eigentlich auch er den Eindruck gehabt, daß die dumpfen Donnergeräusche aus dem Maar gekommen waren. Ein Wiederaufleben des seit Urzeiten erloschenen Vulkans hielt er zwar wirklich für ausgeschlossen, aber…
Wieder brach das Grollen los!
Und diesmal gab es nicht den geringsten Zweifel; Die Ursprungsquelle lag tatsächlich irgendwo unterhalb der Wasseroberfläche.
Petra Holzmann stieß einen Schrei aus und schlug erschrocken die Hand vor den Mund. »Laß uns zum Ufer zurückrudern, Michael. Bitte!«
»Klar!«
Steeger wollte es vor seiner Freundin nicht zugeben, aber er wäre in diesem Augenblick auch ziemlich froh gewesen, wenn er schon wieder festen Boden unter den Füßen gehabt hätte.
Irgend etwas war hier nicht geheuer!
Als Mann der Technik war er es gewohnt, sich an physikalischen Gesetzmäßigkeiten zu halten. Für Alles, was geschah, gab es eine logische Erklärung. Jetzt jedoch stand er vor einem Rätsel, was ihn ziemlich verunsicherte.
»Rutsch rüber auf die andere Bank«, forderte er seine Freundin auf.
Petra Holzmann tat, was er sagte. Dabei war sie krampfhaft bemüht, ein Schwanken des Bootes zu vermeiden. Ihre Furcht, ins Wasser zu fallen, war unverkennbar.
Steeger griff nach den Rudern und stemmte sich mit aller Kraft hinein. Das Boot, dessen Fahrt fast zum Erliegen gekommen war, brauchte ein paar Sekunden, um richtig auf Touren zu kommen.
Dann jedoch, von Steegers mächtigen Schlägen angetrieben, durchpflügte es zügig die vom Wind gekräuselten Wellen. Dennoch hatte Steeger das dumpfe Gefühl, daß das Ufer keinen Meter näherkam.
Als er schon zu hoffen begann, daß sich der Spuk mit dem geheimnisvollen Unterwasserdonner von selbst erledigt hatte, passierte es abermals.
WARAMM!
Und diesmal kam der Donner nicht allein. Ein Stück vor dem Boot, etwa fünfundzwanzig bis dreißig Meter entfernt, leuchtete es plötzlich grell im Wasser auf.
»Michael!« Die Stimme des schwarzhaarigen Mädchens gellte wie eine Alarmsirene.
Eine Explosion, dachte Michael Steeger, eine Unterwasserexplosion.

Aber wieso.

Er dachte jetzt nicht weiter über das rätselhafte Phänomen nach.

Handeln war im Augenblick wichtiger als Denken. Er ruderte gegen, versuchte mit aller Kraft, die Fahrt des Bootes abzubremsen.

Was auch immer diese Leuchterscheinung war, unter keinen Umständen wollte er damit in Kontakt kommen.

Trotz seiner Anstrengungen konnte er nicht verhindern, daß das Boot doch noch näher herankam.

Das Leuchten wurde stärker, wurde intensiver. Sein Radius vergrößerte sich. Unwillkürlich wurde Michael Steeger an die Bilder von Atombombenexplosionen erinnert, bei denen sich der Pilz nach allen Seiten ausbreitete. Der Vergleich jagte ihm einen kalten Schauder den Rücken hinunter. Er wollte die Augen abwenden, aber irgendwie gelang ihm das nicht. Die unheimliche Leuchterscheinung übte eine beinahe magnetische Wirkung auf ihn auf, zog seine Blicke förmlich an.

Und seiner Freundin ging es nicht anders. »Michael sieh doch«, flüsterte sie mit eckenden Mundwinkeln. »Es ist ein… Gesicht!«

Ja, sie hatte recht. Ganz deutlich waren die Konturen einer alptraumhaften Fratze zu erkennen. Die Fratze schien einem schrecklichen Ungeheuer zu gehören, das dicht unter der Wasseroberfläche auf Beute lauerte.

Michael Steeger spürte, wie die Panik in ihm aufstieg. Mit einer hektischen Bewegung tauchte er die Ruder ins Wasser ein, um das Boot wegzusteuern.

Aber es war bereits zu spät.

Die Fratze tauchte auf…

Niemals in ihrem Leben hatten Michael Steeger und Petra Holzmann etwas Furchtbareres gesehen. Der Satan selbst schien sein teuflisches Haupt erhoben zu haben. Seine riesigen Feueraugen blendeten die beiden jungen Menschen, sein ätzender Atem schnürte ihnen die Kehle zu, ließ sie husten und keuchen.

Leuchtende Qualmwolken quollen aus dem weit aufgerissenen Rachen des Ungeheuers und schwebten zielsicher auf das Ruderboot zu. Abwehrend rissen Steeger und seine Freundin die Arme hoch. Aber sie hätten sich diese Mühe sparen können. Die geisterhaften Rauchschwaden ließen sich nicht vertreiben. Sie drangen auf die beiden jungen Leute ein, umtanzten sie wie bösartige Fledermäuse und hüllten sie schließlich wie ein dämonischer Kokon von allen Seiten ein.

Michael Steeger und Petra Holzmann verloren das Bewußtsein.

***

Romano Tozzi war ein Mann, der seine italienische Abstammung

nicht verbergen konnte. Schwarzhaarig, gut aussehend, temperamentvoll; er hätte überall als Playboy, der langsam in die Jahre kommt, durchgehen können. Aber Tozzi war kein Playboy. Er war einer der besten und fähigsten Manager und stand seit Jahren als Generalmanager an der Spitze des King-Konzerns. Diese Position hatte er auch schon innegehabt, als Damonas Vater noch lebte. Und Damona hatte, nachdem ihr der Konzern als Alleinerbin zugefallen war, niemals die Veranlassung gehabt, sich flach einem anderen umzusehen. Sie und ihr Generalbevollmächtigter Mike Hunter waren mit Tozzis Arbeit voll und ganz zufrieden.

Im Augenblick jedoch gab es gewisse Meinungsverschiedenheiten, die die drei in Tozzis komfortabel ausgestattetem Arbeitszimmer in der Londoner Konzernzentrale miteinander besprachen.

»Glauben Sie mir, Damona«, sagte Tozzi, »ich bin ebenfalls gegen diese Probebohrungen in den schottischen Highlands. Und ich habe an allen Fäden gezogen, die uns zur Verfügung stehen, um das Projekt wenigstens auf die lange Bank zu schieben. Aber ich bin leider nicht damit durchgekommen. Die Regierung besteht auf den Bohrungen. Um die Energieversorgung Großbritanniens langfristig zu sichern, wie es so schön im Politikerjargon heißt.«

Damona kannte ihren Generalmanager. Manchmal redete er ebenfalls wie die Politiker, meinte aber in Wirklichkeit etwas ganz anderes.

»Sind Sie wirklich auch persönlich gegen die Probebohrungen, Romano?« fragte sie. »Nicht nur, weil ich und Mr. Hunter uns dagegen ausgesprochen haben?«

»Ich wäre auch dagegen, wenn Sie es nicht gesagt hätten«, bekräftigte der Generalmanager.

»Warum denn?« wunderte sich Mike Hunter, »Sonst sind Sie doch hinter jedem guten Geschäft her wie der Teufel hinter der armen Seele.«

»Das Schottland-Öl ist auf Dauer kein gutes Geschäft.« Tozzi blinzelte seinen beiden Gesprächspartnern listig zu. »Unsere Northern Oil Ltd, macht dickes Geld beim Nordsee-Öl. Förderungen in den Highlands würden sich sehr bald auf den Preis auswirken. Sollen wir uns selbst Konkurrenz machen?«

Mike nickte nach kurzem Zögern, »Sie denken sehr langfristig, mein Heber Romano.«

»Das ist mein Job«, gab der General Manager lächelnd zurück, Wieder wirkte er wie ein Playboy, der gerade eine besonders tolle Luxusbiene eingefangen hatte.

»Okay, okay«, sagte Damona. »Sie sind also gegen die Probebohrungen. Warum haben Sie uns dann trotzdem vorgeschlagen, daß sich unsere Northern Oil Ltd. um eine Konzession bemüht?«

»Oh, dafür gibt es einen sehr einleuchtenden Grund«, sagte der

General Manager.
»Und zwar?«
Tozzi blinzelte seinen beiden Gesprächspartnern wieder zu.
»Wenn die Probebohrungen wirklich erfolgreich verlaufen, was aus der augenblicklichen Sicht alles andere als sicher ist, und die Northern Oil Ltd. anschließend auch die Förderungskonzession bekommt…« Er machte eine dramatische Pause.
Mike Hunter lachte plötzlich. »Ich glaube, ich weiß schon, auf was Sie hinaus wollen.«
»Das würde mich nicht wundern«, gab Tozzi zurück. »Schließlich haben wir schon oft festgestellt, daß wir beide in Geschäftsdingen auf derselben Welle liegen.«
»Wenn wir mit der NOL am Drücker sind«, sagte Mike, »dann können wir auch das Volumen der Förderung bestimmen. Wenn es aus preislichen Gründen opportun ist, drosseln wir die Förderung, Und wenn größere Ölmengen ohne Preisverfall vom Markt aufgenommen werden können, drücken wir auf die Tube!«
»Genauso hatte ich es mir vorgestellt«, bestätigte Romano Tozzi lächelnd.
Auch Mike Hunter lächelte, »Sie sind ein richtiges altes Schlitzohr, Romano!«
Das kumpelhafte Einverständnis der beiden Männer ging Damona King schwer gegen den Strich. Ärgerlich schlug Sie mit der Faust auf den Eichentisch.
»Ich glaube, hier liegt ein Mißverständnis vor, meine Herren. Es kümmert mich nicht, ob aus preislichen Gründen nun viel oder wenig Öl gefördert wird. Ich möchte, daß überhaupt kein Öl gefördert wird!«
Der General Manager seufzte. »Ihre Motive in Ehren, Miß King, aber es ist leider eine Tatsache, daß man mit Idealismus nicht gegen die Realitäten ankommen kann. Und in diesem Fall ist es nun einmal eine Realität, daß in den Highlands Probebohrungen vorgenommen werden – mit oder ohne Beteiligung des King-Konzerns!«
»Dasselbe habe ich dir auch schon ein paarmal gesagt, Damona«, warf Mike Hunter ein.
Im hilflosem Zorn ballte Damona die Fäuste. Im Grunde ihres Herzens wußte sie natürlich, daß die Männer recht hatten. Der sogenannte Fortschritt ließ sich nun einmal nicht mehr aufhalten.
Manchmal wünschte sie sich, daß sie ihre Hexenkräfte einsetzen könnte, um manche Entwicklungen im Weltgeschehen in andere Bahnen zu lenken. Aber das kam leider nicht in Frage. Sie hatte sich geschworen, ihre magischen Fähigkeiten nur im Kampf gegen die finsteren Mächte der jenseitigen Welt anzuwenden.
»Es gibt noch einen Grund, aus dem sich die NOL um das Projekt bemühen sollte«, sagte Romano Tozzi. »Einen Grund, der speziell

Ihren Bedenken entgegenkommt, Miß King.«

Damona blickte ihn mit bewölkter Stirn an. »Wenn Sie auf die Dividende des King-Konzerns anspielen…«

»Nein, nein, ganz und gar nicht. Ich meine folgendes: Wenn die Ölförderung in den Highlands unserer Kontrolle untersteht, dann können wir dafür Sorge tragen, daß nur solche Techniken angewandt werden, die die Umwelt möglichst wenig belasten.«

»Umweltfreundliche Bohrtürme!« sagte Damona spöttisch. »Behängen wir sie mit grünen Kränzen?«

»Sie machen sich lustig über mich, Miß King!«

»Tue ich das?« Damona zuckte die Achseln. »Nun gut, vielleicht läßt sich auf diese Weise wirklich das Allerschlimmste vermeiden. Bemühen Sie sich also darum, daß die Northern Oil Ltd. die Konzession bekommt. Aber ich warne Sie, Romano. Wenn ich eines Tages feststelle, daß beispielsweise im Loch Marnock nur ein einziger Öltropfen schwimmt, dann holt Sie der Teufel!«

Unwillkürlich mußte Mike Hunter lächeln. Der gute Romano ahnte nicht, wie ernst eine Drohung mit dem Teufel aus dem Mund einer weißen Hexe werden konnte.

***

Mit einer wilden Gebärde zog Zumba sein Schwert aus der Scheide.

»Wohlan denn, Brüder«, sagte er zu seinen drei Gefährten. »Unsere Flucht hat ein Ende. Stellen wir uns den Häschern des Tyrannen zum mutigen Kampfe!«

Auch die anderen drei Männer zückten ihre Schwerter. Ihre Gesichter wurden hart wie Granit, als sie an die Seite des blonden Recken traten, um mit ihm gemeinsam dem Tod ins Auge zu schauen.

Die Lage der vier Barbaren war hoffnungslos. Links gähnte der bodenlose Abgrund, und rechts erhoben sich die schroffen Abhänge des Götterberges. Vor ihnen versperrte eine Felswand den weiteren Fluchtweg, während von der anderen Seite die Verfolger unaufhaltsam heranrückten.

Wenig später waren der blutige Tyrann Apollos und seine Mannen zur Stelle. Appolos zügelte sein Pferd ein paar Schritte von Zumba entfernt. Ein teuflisches Grinsen huschte über sein gemeines, schwarzbärtiges Gesicht.

»Habe ich euch endlich, Elende!« stieß er hervor. »Werft die Waffen weg und ergebt euch!«

»Niemals!« rief Zumba und rollte mit den Augen. »Lieber sterben wir!«

»So sei es denn!« Apollos hob die Hand. »Macht das Rebellengesindel nieder!«

Wie ein Mann sprangen die Krieger des Tyrannen von ihren Pferden

und stürzten sich auf Zumba und seine treuen Gefährten.

Ein wilder Kampf hub an, begleitet vom lauten Anfeuerungsgeschrei der Männer. Klinge krachte gegen Klinge, Knie stemmte sich gegen Knie.

»Aus!« übertönte eine brüllende Stimme auf einmal den Kampfeslärm.

Unverzüglich fand das Handgemenge ein Ende. Die zum Schlag erhobenen Holzschwerter sanken nach unten, die verzerrten Mienen der Kämpfenden entspannten sich, Alle Augen richteten sich auf Pete Wilde, den Regisseur, der hinter Kamera 3 stand und die Dreharbeiten von dort aus überwacht hatte.

Anklagend hob sich Wildes Hand und deutete zum Bergabhang hinüber, den zwei Männer heruntergeklettert kamen.

»Diese beiden Idioten sind uns genau ins Bild gelaufen!«

Die meisten Angehörigen des Filmteams waren bisher nicht auf die beiden Männer aufmerksam geworden. Jetzt änderte sich das.

Alle Köpfe drehten sich in Richtung des Abhangs. Flüche und Schimpfworte wurden laut Nach mehreren mißlungenen Versuchen hatte die Kampfszene zum ersten Mal gut hingehauen. Trotzdem würde sie nun noch einmal wiederholt werden müssen, weil diese beiden die Aufnahme vermasselt hatten.

Den zwei Männern schien die Aufregung, die sie verursacht hatten, nicht viel auszumachen. Sie kletterten weiter den Berg hinunter und hatten es dabei nicht einmal besonders eilig. Mit einem Blick, in dem die pure Mordlust stand, blickte ihnen der Regisseur entgegen.

Schließlich waren die beiden unten. Mit verwunderter Miene sahen sie sich nach allen Seiten um und sprachen leise miteinander.

»Sie da!« rief Pete Wild wütend. »Kommen Sie sofort her!«

Die Mitglieder des Filmteams öffneten eine Gasse, um die beiden durchkommen zu lassen.

»Ihr zwei Komiker wärt die richtige Besetzung für ‘ne neue Dickund-Doof-Verfilmung«, rief ihnen Nicolas Benson zu, der die Rolle des Zumba spielte. Drohend hob er sein Holzschwert.

Zögernd traten die beiden Männer auf Pete Wilde zu.

Der Regisseur konnte sich nicht erinnern, sie schon mal gesehen zu haben. Zur einheimischen Komparserie gehörten sie nicht, das war gleich klar. Es handelte sich um Mitteleuropäer oder Amerikaner, bekleidet mit Jeans und buntem Hemd. Sie sahen heruntergekommen aus und waren ziemlich schmutzig. Außerdem hatten sie sich seit längerer Zeit nicht rasiert, Der eine war groß und breitschultrig und trug einen bürstenförmigen Haarschnitt. Der andere war auch ziemlich groß, dabei aber schlank, fast mager. Sein schwarzes Haar hing lang und ungepflegt nach unten. Beide mochten Ende dreißig, Anfang vierzig sein. In jedem Fall aber waren es ziemlich unerfreuliche

Zeitgenossen, denen man in einer einsamen Gegend nur höchst ungern allein begegnet wäre.

»Was strolchen Sie hier herum?« fuhr Pete Wild die beiden an.

»Sehen Sie nicht, daß wir hier einen Film drehen?«

Der Breitschultrige mit dem Bürstenhaarschnitt zupfte an seinem Stoppelbart. Ohne auf den Regisseur einzugehen, stellte er eine etwas überraschende Gegenfrage.

»Wo… sind wir hier?«

Pete Wilde runzelte die Stirn. »Was soll die blöde Frage?«

»Bitte, sagen Sie es uns«, drängte der Fremde. Sein Blick huschte zum Hang des Berges hinüber. »Das ist doch nicht der Xochipopoca, oder?«

»Xochipopoca?« echote Wilde. »Wollen Sie mich auf den Arm nehmen? Wenn mich meine Schulerinnerungen nicht täuschen, dann liegt der doch wohl in Mexiko, nicht wahr?«

»Ja. Und wir sind hier… nicht in Mexiko?«

Ein Verrückter, dachte Pete Wilde. Oder einer, der sich über ihn lustig machen wollte. Ein Engländer, der Aussprache nach zu urteilen. Und die hatten ja bekanntlich schön immer eine eigenartige Vorstellung von Humor gehabt.

»Hören Sie, Mr…«

»Sturgeon«, sagte der Breitschultrige. »Und das…«, er deutete auf den Hageren, »… ist mein Freund Rowlands.«

»Okay, Mr. Sturgeon, Sie täten mir einen großen persönlichen Gefallen, wenn Sie und Ihr Freund jetzt endlich verschwinden würden. Sie haben uns lange genug aufgehalten«

»Sagen Sie mir, wo wir uns hier befinden!« beharrte der breitschultrige Mann.

Gefährlich blitzte es in seinen Augen auf. Fast bekam Pete Wilde so etwas wie Angst vor ihm: Es gab Wahnsinnige, die außerordentlich gewalttätig werden konnten, wenn man auf ihre Verrücktheiten nicht einging. Dieser abgerissene Bursche schien zu dieser Sorte zu gehören. Es war nicht ratsam, ihn unnötig zu reiben.

»Okay, Mr. Sturgeon«, sagte er wieder. »Wir sind hier in der Ägäis. Auf der Insel Thera, um es ganz genau zu sagen. Und der Berg, an dessen Fuß wir hier stehen, ist nicht der Xochipopoca, sondern der Santorin. Alles klar?«

»Danke«, erwiderte Sturgeon langsam und zögernd. Er blickte seinen hageren Kumpan mit großen Augen an, in denen das pure Unverständnis zu lesen war.

Der andere machte ein genauso verständnisloses Gesicht, zuckte dann wie resigniert die Achseln.

»Gehen wir, Gilbert«, sagte er.

Und das taten die beiden Männer dann auch. Begleitet von zahllosen spöttischen Bemerkungen des Filmteams entfernten sie sich.

Kopfschüttelnd blickte ihnen Pete Wild nach. In der Filmbranche traf man ja ziemlich viele Leute, die nicht alle Tassen im Schrank hatten. Diese beiden jedoch stellten so manchen übergeschnappten Star klar in den Schatten.

Wenige Augenblicke später hatte er Sturgeon und Rowlands vergessen. Er klatschte in die Hände.

»An die Arbeit! Wir drehen die Szene noch mal!«

***

Überaus befriedigt verließen Mike Hunter und Romano Tozzi das Gebäude der Energiebehörde. Mike war drauf und dran, dem General Manager auf die Schulter zu schlagen. Aber er unterdrückte diesen Impuls. Im Big Business war es nicht üblich, Erfolge auf diese Weise zu feiern. Ein breites Grinsen war jedoch bestimmt angebracht.

»Das haben wir wirklich erstklassig hingekriegt, Romano«, gab er seiner Freude Ausdruck.

»Das kann man wohl sagen«, stimmte ihm der General Manager des King-Konzerns zu.

Die beiden Männer schritten auf die Firmenlimousine zu, die sie zur Zentralverwaltung in der King Street zurückbringen würde. Der Chauffeur sprang diensteifrig auf die Straße und hielt den Bossen den Schlag auf. Hunter und Tozzi nahmen im Fond des Wagens Platz, der sich wenig später in Bewegung setzte.

»Wenn ich bedenke, daß wir sogar die Vertreter der sieben Schwestern aus dem Felde geschlagen haben…« Mike kicherte und zündete sich eine Zigarette an.

Die ›sieben Schwestern‹ war die Branchenbezeichnung für die größten Ölmultis der Weilt, die nun schön seit langen Jahrzehnten das internationale Geschäft mit dem schwarzen Gold kontrollierten.

Normalerweise geschah nichts, ohne daß nicht mindestens eine der ›Schwestern‹ die Hand mit im Spiel hatte.

»Noch ist es nicht amtlich, daß die Northern Oil Ltd. die Bohrkonzession für die Highlands bekommt«, gab der Generalmanager mahnend zu bedenken. »Ich könnte mir vorstellen, daß sich unsere großen Konkurrenten noch ein paar Tricks einfallen lassen.«

»Ach was«, winkte Mike ab. »Wir haben die mündliche Zusage des Ministers. Da kann nichts mehr anbrennen.«

»Dieser Ansicht bin ich ja auch, aber…«

»Ja, ja, ich weiß, ein Vertrag ist erst dann gültig, wenn er von beiden Seiten unterschrieben wurde. Aber daran ist nach Lage der Dinge nicht mehr zu zweifeln. Unsere Argumente haben den Minister voll und ganz überzeugt.«

Tozzi lächelte. »Es war sehr geschickt von Ihnen, wie Sie die nationale Frage ins Spiel gebracht haben. Ich wußte bisher gar nicht,

daß Sie ein so glühender Patriot sind.«

»Ha«, machte Mike Hunter. »Sie hätten mich bei der Fußballweltmeisterschaft sehen sollen. Als unsere Jungs gegen Spanien spielten und nur noch zwei dumme kleine Tore schießen mußten, um die Germans abzufangen… Aber lassen wir das. Ich habe mich schon genug darüber geärgert, kann ich Ihnen sagen.«

»Immerhin, die nationale Karte hat gestochen.«

»Mag sein«, nickte Mike. »Aber Ihre unterschwellige Drohung, daß die Northern Oil Ltd. ihren Firmensitz auch ins Ausland verlegen könne, weil die Steuern dort ohnehin günstiger sind, hat bei dem Herrn Minister sicher einen viel nachhaltigeren Eindruck gemacht.«

»Ja dieses kleine Druckmittel hat oft die erstaunlichsten Wirkungen. Warum auch nicht? Schließlich zahlt keine Firma Steuern aus purem Idealismus.« Den Rest der Fahrt zur Konzernzentrale verbrachten die beiden Männer mit Detailfragen des Projekts Highlands-Öl.

Große Meinungsverschiedenheiten hatten Sie dabei nicht.

***

Fedor Jakutin stutzte. Hatte er sich getäuscht, oder war da draußen gerade wirklich etwas gewesen? Er trat ganz dicht an das Fenster des Hochhauses heran und blickte angestrengt in die Nacht hinaus.

So weit die Scheinwerfer des Lagers reichten, sah er nichts als Schnee. Ein Sturm mittlerer Stärke war aufgekommen. Die hochgepeitschten Schneeflocken wirkten wie ne grauweiße Wand und ließen kaum was erkennen. Und doch… »Vladimir, komm doch mal!«

Vladimir Brjussow, der erst vor wenigen Minuten einen Kontrollgang gemacht hatte und nun am Ofen saß, um sich auf zuwärmen, blickte unwillig hoch. »Was ist denn?«

»Ich meine, ich habe jemanden gesehen.«

»Unsinn«, widersprach Brjussow. »Erstens war ich gerade erst draußen. Und zweitens, bei dem Wetterchen würde nicht mal einer abzuhauen versuchen, der einen echten Lagerkoller hat.«

»Ich habe nicht gesagt, daß einer abgehauen ist.«

»Sondern?«

»Ich hatte eher den Eindruck, als würde jemand… kommen!«

»Jetzt?« Brjussow lachte. »Das glaubst du doch selbst nicht.«

Er erhob sich trotzdem von seinem Stuhl und trat ebenfalls ans Fenster heran. Sein Genosse hatte ihn neugierig gemacht.

»Ich sehe nichts« stellte er fest. »Ich wette drei Liter Wodka, daß du dich getäuscht hast«

Gerade wollte Fedor Jakutin ihm recht geben, als er es abermals sah. Für einen Augenblick hob sich etwas Dunkles gegen den weißen Schneevorhang ab.

Und auch Vladimir Brjussow war es nicht entgangen. Überrascht zog

er die Augenbrauen hoch. »Gibt's doch gar nicht«, murmelte er, »Ein Bär vielleicht?« mutmaßte Jakutin.

»Quatsch! In dieser gottverlassenen Gegend laufen schon seit Urzeiten keine Bären mehr nun.«

»Dann muß es ein Mensch sein!«

»Das werden wir gleich genauer wissen!«

Brjussow zog sich den noch feuchten Pelzmantel wieder an, setzte die Mütze auf den Kopf und schlüpfte In die Handschuhe. Dann griff er nach seiner Maschinenpistole. »Suchscheinwerfer an!« kommandierte er.

Fedor Jakutin tat, was er sagte. Die Lichtkegel der beweglichen Scheinwerfer stachen in die Dunkelheit hinein. Jakutin stellte sie so ein, daß sie genau auf die Stelle gerichtet waren, wo er und Brjussow gerade etwas gesehen hatten. Dort war die Nacht jetzt taghell.

Zwei dunkle Gestalten wurden deutlich sichtbar. Sie blieben stehen, als das grelle Scheinwerferlicht sie aus der Anonymität der Dunkelheit herausriß.

»Gib mir Rückendeckung, Fedor!« wies Brjussow seinen Wachgenossen ab. Mit der Maschinenpistole im Anschlag ging er zur Tür und riß sie ruckartig auf.

Auch Jakutin nahm seine Maschinenpistole in die Hand und entsicherte sie. Als sein Genosse nach draußen trat, bezog er im Türrahmen Position. Er kniff die Augen eng zusammen, um die heranjagenden Schneeflocken abzuwehren.

Vladimir Brjussow stapfte den beiden Gestalten entgegen. Dabei sank er bis weit über die Knöchel im Schnee ein. Es knirschte wie brechendes Glas unter seinen Füßen.

Die so überraschend aufgetauchten Gestalten hatten sich mittlerweile wieder in Bewegung gesetzt. Mit so schnellen Schritten, wie es die widrigen Bodenverhältnisse zuließen, kamen sie Brjussow entgegen.

Der Wachposten ließ sie bis auf etwa fünf Schritte herankommen, dann hielt er ihnen die Maschinenpistole entgegen.

»Stoj!«

Die beiden kamen der Aufforderung sofort nach, hoben sogar von sich aus die Hände.

Vladimir Brjussow hatte jetzt Gelegenheit, sie im Lichtschein der Scheinwerfer ganz genau zu betrachten. Und was er dabei feststellte, verschlug ihm regelrecht die Sprache.

Er hatte einen jungen Mann und ein Mädchen vor sich. Das Mädchen war schwarzhaarig und sehr hübsch. Sie mochte etwa achtzehn Jahre alt sein. Ihr Begleiter war wenige Jahre älter, ein schlanker Bursche mit hellblonden Haaren, die so lang waren, daß sie ihm fast bis auf die Schultern fielen. Aber nicht das schier unglaubliche Auftauchen der beiden an sich war es, was Brjussow an seinem Verstand zweifeln

ließ. Dafür sorgte die Kleidung der jungen Leute. Das Mädchen hatte ein einfaches Kleid an und trug Sandalen an den Füßen. Und der junge Mann war lediglich mit offenem Hemd, einer dünnen Hose und weißen Turnschuhen bekleidet.

Und das alles bei Temperaturen, die um die fünfzig Grad minus oder darunter lagen!

Die beißende Kälte schien den beiden jedoch nicht das Geringste auszumachen. Gesicht und Hände sahen gesund und rosig aus. Ja, Brjussow hatte beinahe den Eindruck, als würde die Haut ein leichtes Glühen von sich geben.

Sekundenlang starrte Vladimir Brjussow die Ankömmlinge fassungslos an. Irgendwie konnte er noch immer nicht richtig glauben, was er da vor sich sah. Dann riß ersieh zusammen. Gefahr ging von den beiden jedenfalls nicht aus. Sie standen immer noch mit erhobenen Händen da, und es sprach nichts dafür, daß sie irgendwo eine Waffe bei sieh hatten.

»Kommt her?« befahl Brjussow.

Die beiden tauschten einen Blick, flüsterten kurz miteinander, blieben aber, wo sie waren.

»Ihr sollt herkommen, habe ich gesagt!«

Sie kamen noch immer nicht. Dafür aber rief ihm der junge Mann ein paar Worte zu, die Brjussow jedoch nicht verstehen konnte.

»Was hast du gesagt, Junge?« fragte er.

Der Fremde antwortete, wieder mit Worten, die in Brjussows Ohren nur unartikuliertes Gestammel waren. Er gab es auf, den Burschen verstehen zu wollen. Statt dessen machte er mit der Maschinenpistole eine unmißverständliche Bewegung.

Diesmal hatte er Erfolg. Die beiden ließen die Hände sinken und setzten sich in Bewegung. Mit zögernden Schritten traten sie näher, die Augen dabei ständig auf die drohende Mündung der Waffe gerichtet.

Brjussow machte einen Schritt zur Seite. »Da entlang!« Er deutete zum Wachhaus hinüber.

Der junge Mann nickte. Er nahm die Hand des Mädchens und schritt dann mit ihr weiter. Brjussow gab ihnen einen Vorsprung von zwei Körperlängen, marschierte dann hinterher.

Fedor Jakutin wartete bereits. Auch er hatte erkannt, daß die beiden seltsamen Gestalten nichts Gewalttätiges im Schilde führten. Er winkte sie mit seiner Maschinenpistole in die Wachstube.

Als auch Brjussow hereinkam und die Tür hinter sich schloß, starrte Jakutin noch immer mit großen Augen auf die Fremden. Dann blinzelte er seinen Genossen unsicher an.

»Bin ich schneeblind oder sehen die beiden wirklich aus, als würden sie gerade von einem Badeurlaub an der Krim kommen?« sagte er mit

leiser Stimme.

»Du bist nicht schneeblind«, brummte Brjussow.

Auge in Auge standen sich Wachposten und Ankömmlinge nun gegenüber. Aber auch jetzt, wo Brjussow die beiden jungen Leute aus nächster Nähe und bei erstklassigen Lichtverhältnissen vor sich hatte, brauchte er seine ersten Beobachtungen nicht zu revidieren.

Keine Frage, der beißende Frost Sibiriens hatte keinerlei Spuren bei den Fremden hinterlassen. Sie wirkten so, als hätten sie die letzten Stunden in einer gut geheizten Stube verbracht. Das eigenartige Glühen an Haut und Händen, das er vorhin gesehen zu haben glaubte, war allerdings jetzt nicht mehr festzustellen. Er nahm an, daß ihm das grelle Scheinwerferlicht einen Streich gespielt hatte.

»Wer seid ihr? Und wo kommt ihr her?« Brjussow hielt bei seinen Fragen die Maschinenpistole weiterhin auf den jungen Mann und das Mädchen gerichtet.

Der junge Mann antwortete. Aber wieder war das, was er sagte, absolut unverständlich.

Brjussow warf seinem Wachgenossen einen Seitenblick zu. »Weißt du, was der da redet?«

»Scheint Ausländisch zu sein. Englisch, würde ich sagen!«

Englisch? Nein. Brjussow hatte gelegentlich die »Stimme Amerikas« gehört, und er war sich ziemlich sicher, daß sich Englisch ganz anders anhörte, obwohl er auch von dieser Sprache nichts verstand.

Erneut sprach der junge Mann. Und diesmal konnte es wirklich Englisch sein.

Oder auch Französisch oder Deutsch oder sonst was!

Vladimir Brjussow kam zu der Überzeugung, daß es nicht seine Sache war, das Geheimnis der beiden rätselhaften jungen Leute zu lösen. Dafür gab es im Lager Gorkutsk Berufenere.

»Ich glaube, es ist an der Zeit, daß wir langsam den Kommandanten alarmieren«, sagte er.

Jakutin nickte. »Das dürfte das Beste sein.«

Er langte nach dem Telefon.

***

Der amtliche Auftrag für die Probebohrungen in den Highlands ließ nicht lange auf sich warten. Die Behörden hatten es sehr eilig, das Projekt in Gang zu bringen. Wie erwartet bekam die Northern Oil Ltd. des King-Konzerns den Zuschlag.

Wenig später schon begannen die Techniker der NOL mit der Errichtung der ersten Bohranlage.

Die Probebohrung fand zwar nicht unmittelbar vor der Haustür von King’s Castle statt, aber auch nicht allzu weit davon entfernt.

Rund fünfzig Kilometer Luftlinie lagen zwischen Damonas Besitz und

der von den Geologen für besonders aussichtsreich angesehenen Bohrstelle. Natürlich ließen es sich die Herrin des King-Konzerns und ihr Generalbevollmächtigter nicht nehmen, persönlich nach dem Rechten zu sehen.

Die Örtlichkeit war ein kleines Tal, das ringsum von bewaldeten Hügeln eingerahmt wurde. Ein Flüßchen, dessen Lauf immer wieder von Katarakten unterbrochen wurde, schlängelte sich mitten hindurch. Die Landschaft war noch so natürlich, daß Werbefotografen ihre wahre Freude daran gehabt hätten.

»Eine Schande, hier Bohrtürme zu errichten«, murmelte Damona King, als sie zusammen mit Mike Hunter in einem Rover den unbefestigten Weg entlangrollte, der zur Bohrstelle führte.

Von weitem schon waren hämmernde und scheppernde Geräusche zu hören. Eine haushohe Staubfahne wehte durch das Tal und zwang Mike, der am Steuer saß, mit der Geschwindigkeit noch mehr herunterzugehen.

Wenig später kam die Baustelle in Sicht – Lastwagen, Erdbewegungsgeräte, schwere Metallkonstruktionen, Holzbaracken. Und eine Menge Techniker und Arbeiter.

»Du scheinst nicht die einzige zu sein, die die Arbeiten für eine Schande hält«, sagte Mike und deutete auf eine kleine Menschengruppe, die außerhalb des mit einer Holzbarriere abgesperrten Geländes Stellung bezogen hatte.

Die Leute, Männer, Frauen und auch einige Kinder, standen mit finsteren Gesichtern da und beobachteten schweigend den Fortgang der Arbeiten. Einige von ihnen hielten Schilder und Transparente in den erhobenen Händen.

WIR PROTESTIEREN!!!

SCHÜTZT DAS CARNAVAUGH VALLEY ÖL STINKT, BLUMEN DUFTEN!

»Hat sich schnell herumgesprochen, was hier passiert«, kommentierte Mike. »Professionelle Umweltschützer, wie?«

»Sieht mir eher danach aus, als ob es sich um Einheimische handelt«, widersprach ihm Damona. »Und ich kann das Anliegen der Leute sehr gut verstehen.«

»Wirklich?« Mike deutete auf einen bärtigen, jungen Mann, der ein besonders großes Schild trug. »Sieh dir das… hm … Anliegen dieses Burschen mal an!«

SPRENGT DEN KING-KONZERN

»Ein nicht sehr freundliches Verlangen«, sagte Damona.

»Aber noch einigermaßen harmlos«, meinte Mike. »Der Kumpel dieses Burschen wird schon deutlicher.«

Damona sah das Plakat, das er meinte, jetzt auch. Es war in der Tat ziemlich bedenklich.

Die beiden Männer mit den aggressiven Parolen waren nicht allein. Zu ihnen gehörten noch etwa zehn bis zwölf andere. Diese Truppe hatte sich von den übrigen Demonstranten abgesondert, zu denen sie auch nach der äußeren Erscheinung nicht paßte.

»Diese Leute könnten wirklich professionelle Krawallmacher sein«, gab Damona ihrem Freund recht. »Bestimmt wird es echten Ärger mit ihnen geben. Wenn nicht heute, dann bestimmt in den nächsten Tagen.«

»Hoffentlich erkennen sie dich nicht«, murmelte Mike, während er den Rover zu der Stelle der Holzbarriere lenkte, die die Zufahrt zum Bohrgelände versperrte.

Der leitende Mann der Northern Oil Ltd. hatte Umsicht bewiesen.

Zwei Männer vom firmeneigenen Security Service standen am Eingang Posten. Und auf dem Gelände selbst befanden sich wahrscheinlich noch andere.

Mike konnte nur ganz langsam fahren, wenn er die überall herumstehenden Protestierer nicht gefährden wollte. Im Schrittempo rollte der Wagen an den Burschen mit den Gewaltparolen vorbei.

Einer von ihnen, ein Typ, der sich wahrscheinlich nie in seinem Leben rasiert und in diesem Jahr allerhöchstens zweimal gewaschen hatte, blickte mit vorgebeugtem Oberkörper in den Rover hinein.

Ganz abrupt fuhr er hoch.

»He«, hörten Damona und Mike ihn brüllen, »wißt ihr, wer in der Kiste sitzt? Damona King persönlich!«

»Shit«, knurrte Mike.

Es war nicht ungewöhnlich, daß Damona von wildfremden Menschen erkannt wurde. Als steinreiche Konzernerbin konnte sie nicht vermeiden, daß ihr Bild des Öfteren in Illustrierten und einschlägigen Boulevardzeitungen erschien, zumal sie es vom Aussehen her mit jedem Filmstar aufnehmen konnte.

Die Kumpane des ungepflegten Burschen reagierten schnell. Im Handumdrehen war der Rover von allen Seiten umringt. Es blieb Mike gar nichts anderes übrig, als zu bremsen und schließlich sogar anzuhaken.

»Ich fürchte, den Ärger, den du prophezeit hast, bekommen wir jetzt schon, meine Liebe!«

Kaum hatte er ausgesprochen, da zeigte sich schon, wie richtig er mit dieser Vermutung lag, Der Mann mit dem Schild, das zum Killen Damonas aufforderte, schlug mit eben diesem Schild auf das Dach des Rovers, Und die anderen johlten dazu begeistert.

»Das«, sagte Mike Hunter ganz langsam, »müssen wir uns nicht gefallen lassen!«

Abermals krachte es, als der Kerl mit seinem Schild auf die

Karosserie hämmerte.

»Kommt raus, ihr zwei«, schrie einer seiner Kumpane. »Dann können wir besser diskutieren.«

Seine Worte würden mit einer Lachsalve von selten seiner Kumpane quittiert.

»Okay, Freundchen, das kannst du haben«, knurrte Mike. Und bevor ihn Damona zurückhalten konnte, hatte er bereits die Fahrertür aufgerissen und stand draußen.

Damit hatten die Krakeeler wohl nicht gerechnet. Für den Augenblick waren sie stumm und starrten ihn an. Und dasselbe taten auch die anderen Demonstranten. Sie hielten sich im Hintergrund und machten keine Anstalten, sich einzumischen.

»Wer wollte mit mir diskutieren… du?« Mike trat auf den Typ zu, der das Dach des Rovers mit ein paar Beulen verunziert hatte.

»Okay, fangen wir an. Hier ist mein erstes Argument!«

Er griff blitzschnell zu und riß dem Burschen das Schild aus der Hand. Im nächsten Augenblick hatte er den Stiel übers Knie gelegt und in der Mitte durchgebrochen. Er ließ die Bruchstücke achtlos auf den Boden fallen.

»Und das ist mein zweites Argument!«

Er holte aus und knallte dem Bärtigen seine rechte Faust unters Kinn, daß es nur so krachte.

Der Bursche torkelte.

»Und nun mein drittes Argument!«

Dieses trug Mike in Form eines linken Hakens vor, der den Krakeeler endgültig von den Füßen riß. Neben den Bruchstücken seines Schilds fand er sich auf dem staubigen Boden wieder.

Alles war so schnell gegangen, daß die Kumpane des Burschen überhaupt keine Gelegenheit gefunden hatten, irgend etwas zu unternehmen. Das änderte sich jetzt.

Ein vielstimmiges Wutgeheul brach los.

Und dann ging die ganze Truppe wie ein Mann auf Mike los.

Aber Mike Hunter war ein Mann, der sich zu helfen wußte. Bevor er Damona kennenlernte, war er als Versicherungsdetektiv durch eine ziemlich harte Schule gegangen. Und auch als Helfer Damonas in ihrem Kampf gegen die Mächte der Finsternis hatte er sich oft genug bewähren müssen. Mit einem Sprung rückwärts entging er dem ersten Ansturm der Krakeeler.

Aber die gewalttätigen Demonstranten setzten nach. Der vorderste von ihnen hatte ebenfalls ein Schild in der Faust und schlug damit nach Mike. Dem war diese Aktion gerade recht. Er wich dem Schlag geschickt aus und packte wieder zu. Eine schnelle Körperdrehung und er hatte das Schild in der Hand. Gleichzeitig hielt er sich dessen Besitzer mit einen Ellbogencheck vom Leibe.

Dann kamen die anderen.

Mike nahm den Stiel des Schilds quer, stieß ihn den anstürmenden Burschen entgegen.

Noch einmal bekam er durch dieses Manöver Luft. Aber nicht lange. Die Krakeeler hatten aus ihren Fehlern gelernt, gingen jetzt mit mehr Überlegung vor. Sie kreisten ihren Widersacher von allen Seiten ein.

»Schlagt ihn tot!« stieß einer von ihnen haßerfüllt hervor.

Mike sah sein Gesicht. Und er konnte darin tatsächlich die blanke Mordlust lesen.

Dann sprangen sie ihn an.

Mike drehte sich auf dem Absatz, ließ das Schild wirbeln. Zwei, drei von den Burschen konnte er dadurch noch zurücktreiben. Aber es waren zu viele. Wie ein Rudel Wölfe, das das Wild gestellt hatte, fielen sie über ihn her. Wie Kletten hingen sie an ihm und brachten ihn trotz heftigster Gegenwehr mit vereinten Kräften zu Boden.

Erst jetzt wurde sich Mike der Gefahr, in der er sich befand, richtig bewußt. Die Krakeeler waren so wütend, so in Gewaltstimmung, daß sie es wirklich glatt fertigbrachten, ihn umzubringen.

Aber dazu kam es nicht, denn plötzlich geschah etwas vollkommen Unerwartetes.

Die Krakeeler wandten sich plötzlich gegen sich selbst. Wie Raubtiere, die sich über die Verteilung des gerissenen Wilds nicht einig werden konnten, gingen sie aufeinander los. Die Beute selbst schien dabei überhaupt keine Rolle mehr zu spielen.

Mike hatte kaum Mühe, sich aus dem Knäuel der ineinander verkeilten Burschen zu befreien. Sie nahmen keine Notiz davon, droschen statt dessen weiter mit den Fäusten aufeinander ein, traktierten sich mit Fußtritten und versuchten, sich die Luft abzuwürgen.

Die beiden Security-Service-Leute der Northern Oil Ltd. waren inzwischen herbeigeeilt. Ebenso fassungslos wie die übrigen Demonstranten starrten sie auf das Getümmel. Sie konnten beim besten Willen nicht verstehen, was in die Kämpfer gefahren war.

Mike jedoch konnte es. Er brauchte nur zum Rover hinüberzublicken, um eine Erklärung für das scheinbar verrückte Geschehen zu finden. Er sah Damona, die in eigentümlich starrer Haltung auf dem Beifahrersitz saß. Ihr Gesichtsausdruck verriet größte Konzentration, und ihre Augen schienen geistesabwesend in die fernen Unendlichkeit gerichtet zu sein.

Oft war es sehr nützlich, eine weiße Hexe als Freundin zu haben, dachte Mike und lächelte.

***

»Nein, laß mich!«

Eleonor Rowlands riß sich heftig aus der Umarmung ihres Mannes los und schwang die Beine aus dem gemeinsamen Ehebett.

Ihr Mann atmete schwer. »Warum bist du so gemein zu mir, Elly? Ich dachte immer, du liebst mich!«

»Ich liebe dich, Mark, ja. Aber…«

»Aber?«

»Wenn du mich berührst, wenn du mich nur ganz kurz anfaßt… Ich … kann es nicht ertragen!«

»Bin ich dir so widerlich?«

»Nein«, sagte Eleonor Rowlands, »du weißt ganz genau, daß das nicht stimmt. Aber wenn du mich anfaßt… Du … verbrennst mich. Du glühst! Sieh doch selbst – man kann es in der Dunkelheit ganz deutlich erkennen. Irgend etwas ist mit dir geschehen. Irgend etwas … Unheimliches!«

Mark Rowlands wußte, daß sie recht hatte. Das Glühen, von dem sie sprach, war eine Realität. Überall dort, wo sein Körper unter den Bettüchern hervorlugte, war ein ganz schwaches rötliches Leuchten zu erkennen. Und daß sich Eleonor verbrannte, wenn er sie berührte

… Eine Übertreibung, die er ihr aber nicht einmal übelnehmen konnte. Auch wenn er es selbst kaum merkte, so strahlte sein Körper doch eine Hitze aus, die allem Normalen Hohn sprach. Er hatte einen Fiebermesser benutzt, aber dessen Gradeinteilung hatte gar nicht ausgereicht, die Temperatur anzuzeigen.

Ja, es war etwas Unheimliches mit ihm geschehen, mit ihm und mit Gilbert Sturgeon. Wenn er doch nur wüßte, was!

»Elly, laß uns noch einmal in aller Ruhe…«

Während er sprach, hatte er die Hand nach seiner Frau ausgestreckt und sie an der Schulter berührt. Eleonor sprang vom Bett hoch, als habe sie eine giftige Schlange gebissen.

»Ich halte das nicht mehr aus!« schrie sie. »Mark, es tut mir leid, aber…«

Sie lief zur Tür, riß sie auf und rannte aus dem Schlafzimmer. Dabei warf sie die Tür wieder ins Schloß.

»Elly…«

»Laß mich, Mark! Laß mich endlich in Ruhe!«

Resigniert ließ sich Mark Rowlands in die Kissen zurückfallen. Er war nicht mehr der Mann, der er noch vor kurzem gewesen war.

Die Geschehnisse in Mexiko hatten ihn verändert.

Aber welche Geschehnisse?

Er hatte keine Erinnerung an diese Geschehnisse. Er wußte nur noch, daß die Indios irgendeinen Unsinn über Dämonen erzählt hatten und dann in wilder Flucht davongestürzt waren. Was sich daran anschließend ereignet hatte…

Er und Gilbert K. Sturgeon hatten sich das Gehirn zermartert, hatten

immer wieder gegrübelt und nachgedacht. Es war nichts, aber auch gar nichts dabei herausgekommen. Die Erinnerungen waren ganz einfach… weg. Sie setzten erst wieder ein, als sie sich am Kraterrand des Santorin auf der griechischen Insel Thera wiedergefunden hatten. Wie sie da hingekommen waren, hatten sie bis zum heutigen Tag nicht herausfinden können.

Rowlands hörte das Klappen einer Tür. War das die Wohnungstür gewesen? Er setzte sich aufrecht und knipste die Nachttischlampe an.

»Elly?«

Er bekam keine Antwort.

Noch einmal rief er ihren Namen – vergeblich. Da wußte er, daß sie ihn verlassen hatte.

Vielleicht war es besser so, dachte er. Elly war eine ganz normale Frau. Was sollte sie mit einem Mann, der sich auf rätselhafte Weise verändert hatte – physisch und psychisch? Aber bereits während ihm diese Gedanken durch den Kopf gingen, wußte er, daß er sich etwas vormachte. Er fühlte sich allein, allein und verlassen.

Mark Rowland griff nach einer Zigarette, zündete sie an. Tief zog er den Rauch in die Lungen.

Selbst die Zigaretten schmeckten anders als früher. Alles schmeckte anders als früher. Und alles war anders als früher.

Verbittert ließ er sich wieder im Bett zurücksinken. Auf dem Rücken liegend rauchte er und starrte an die Decke. Als sich von der brennenden Zigarette ein Funke löste und auf das Kopfkissen flog, merkte er es gar nicht.

Und auch als aus dem Funken ein kleines Flämmchen wurde, nahm er noch keine Notiz davon.

Eine Sekunde später stand das Kopfkissen in hellen Flammen. In Windeseile griff das Feuer Ober. Im nächsten Augenblick brannten auch Rowlands Haare lichterloh.

Mark Rowlands fuhr hoch. Im Spiegel des Kleiderschranks, der dem Bett genau gegenüberstand, sah er sein loderndes Haar, sah er die Flammen, die sein Gesicht und seinen Oberkörper einhüllten wie ein rotes, flatterndes Tuch.

Aber er spürte keinen Schmerz. Das genaue Gegenteil war der Fall: Er empfand das lodernde Feuer als äußerst angenehm, ja, beinahe als berauschend, berauschend wie eine Droge. Sein Körper verschmolz förmlich mit den Flammen, wurde eins mit ihnen.

Und in diesem Augenblick setzten Mark Rowlands verschüttete Erinnerungen schlagartig wieder ein. Es war so, als hätte das Feuer einen Schleier weggerissen, der die ganze Zeit über seinem Gedächtnis gelegen hatte. Er wußte jetzt wieder, was in Mexiko geschehen war – und danach!

Daß seine Frau weggegangen war, daß das Schlafzimmer inzwischen

lichterloh brannte – all das spielte für ihn jetzt keine Rolle mehr. Nur eins war jetzt noch für ihn wichtig: Er mußte die Befehle ausführen, die ihm sein Herr gegeben hatte.

Draußen auf der Straße wurde das durchdringende Schrillen der Feuerwehrsirenen laut.

***

»… arbeiten wir nach dem Rotary-Bohrverfahren«, erklärte Sean O'Leary. »Mit Hilfe dieses Verfahrens ist es möglich, Teufen bis zu 7700 Meter zu erreichen.«

»Tiefen, meinen Sie«, berichtigte Mike Hunter.

»Nein, nein, Teufen ist schon richtig«, stellte O'Leary fest. »Teufe ist der fachmännische Ausdruck für Tiefe. Nur Laien…«

»Okay, okay, tut mir leid, daß ich ein Laie bin«, sagte Mike. »Aber erklären Sie doch weiter.«

Der Bohringenieur nickte und fuhr dann fort: »Die mit Diamanten besetzten Bohrer werden von hohlen Schwerstangen gegen die Bohrlochsohle gepreßt. An die Schwerstangen schließt sich das aneinandergeschraubte Bohrgestänge an, das hier oben in der Mitnehmerstange endet. Die Stange wird in diesem Drehtisch hier geführt, der mit Hilfe eines Kegelradgetriebes das Drehen des Bohrgestänges bewirkt. Der ganze Strang hängt an dem Bohrhaken dort, der von dem Flaschenzug auf der Bohrturmkrone da oben getragen wird. Über Spülschlauch und Spülkopf…«

»Da Sie gerade von Köpfen reden«, warf Mike ein. »Meiner raucht schon, Mr. O'Leary. Ich glaube, wir können uns inzwischen ein ungefähres Bild über das Bohrverfahren machen, so daß Sie sich weitere Detailerklärungen sparen können. Oder willst du noch tiefer in die Geheimnisse der Spültechnik eindringen, Damona?«

Die Chefin des King-Konzerns lachte. »Ich würde auch sagen, es reicht. Schließlich habe ich nicht vor, die Anlage eigenhändig zu bedienen«

Der junge Ingenieur machte ein beinahe beleidigtes Gesicht. »Bitte sehr, wenn Sie das Gefühl haben, daß ich Sie langweile…«

»Seien Sie nicht albern, O'Leary«, schaltete sich Angus Oldham ein. »Ihr Vortrag über die Theorie war sehr informativ. Am besten wenden Sie sich nun wieder der Praxis zu.«

O'Leary entfernte sich.

Angus Oldham von der Northern Oil Ltd. fungierte als Leiter des Gesamtprojekts. Er war ein Mann um die Fünfzig, breitschultrig, grauhaarig, energisch. In seiner langen Karriere als Ölmann hatte er sich mit allen Tricks und Schlichen der Branche vertraut gemacht.

»Gehen Sie wirklich bis auf 7700 Meter Tiefe?« erkundigte sich Mike. »Pardon, ich meine natürlich Teufe.«

»Bei weitem nicht, Mr. Hunter«, gab Oldham Auskunft. »Wir sind ja hier nicht in Texas. Das vermutete Öl liegt hier viel höher.«

»Wann werden Sie darauf stoßen?« fragte Damona.

»Wenn alles plangemäß verläuft, Ende des Monats. Sollten wir bis dahin nicht fündig geworden sein, werden wir unsere Zelte an dieser Stelle hier abbrechen und es ein paar Kilometer weiter östlich auf ein Neues versuchen.«

Mike ließ seine Blicke über die Bohrstelle gleiten. Es herrschte rege Betriebsamkeit. Arbeiter und Techniker waren eifrig damit beschäftigt, letzte Hand an den Bohrturm zu legen. Mike war beeindruckt.

Die Leute der Northern Oil Ltd. arbeiteten mit außerordentlicher Schnelligkeit und Präzision. Das fand man heutzutage gar nicht mehr so oft. Der King-Konzern konnte sich glücklich schätzen, daß er die Aktienmehrheit einer so leistungsfähigen Gesellschaft vor ein paar Jahren erworben hatte.

Und wie sah es mit der Sicherheit aus? Diese Frage interessierte ihn nach dem Zusammenstoß mit den Krakeelern ganz besonders.

Aber Angus Oldham konnte ihn beruhigen.

»Machen Sie sich deswegen keine Sorgen, Mr. Hunter. Ich habe bereits Anweisung gegeben, unseren firmeneigenen Sicherheitsdienst zu verstärken. Und wenn wir mit etwaigen Krawallmachern nicht fertig werden sollten… Nun, die Polizei Perth steht auf dem Sprung. Ein kurzer Anruf, und die Hundertschaften rollen an!«

»Na, dann ist ja alles bestens«, sagte Mike zufrieden.

Noch ahnte er nicht, daß an der Bohrstelle bald der Teufel los sein würde.

Und das war fast wörtlich zu nehmen…

***

Seit drei Jahren schon war Oberst Michail Tscherkessow Kommandant des Arbeitslagers Gorkutsk. Eine lange Zeit also, um sie in der abgeschiedenen Einöde des mittelsibirischen Berglands zu verbringen. Tscherkessow konnte nicht sagen, daß er sich sehr glücklich in Gorkutsk gefühlt hatte. Aber er war stets ein pflichtbewußter Mann gewesen, der seine Arbeit nach besten Kräften getan hatte. Unter seiner Leitung hatte es nicht einen einzigen Gefangenenaufstand gegeben, und auch die Fluchtversuche von Häftlingen waren an den Fingern abzuzählen. Und er rechnete es sich zur Ehre an, daß es unter den Strafarbeitern wohl kaum einen gab, der ihn einen Menschenschinder nennen konnte. Das Lagerleben verlief in alltäglicher Routine. Im Grunde genommen geschah niemals etwas, das den Rahmen des Normalen sprengte.

Jetzt jedoch sah es so aus, als ob sich das auf einmal geändert hatte. Wenn auch nur ein Teil von dem stimmte, was der Posten aus

Wachhaus 3 berichtet hatte…

Obwohl es noch mehrere Stunden dauern würde, bis die Morgendämmerung anbrach, hielt es Tscherkessow für angebracht, seine Nachtruhe zu unterbrechen und sich die beiden Leute, die förmlich aus dem Nichts aufgetaucht waren, unverzüglich vorführen lassen.

Er legte seine Uniform an und ging zu seinem Arbeitszimmer in der Kommandantur hinüber.

Er brauchte nicht lange zu warten. Schon wenige Minuten nach seinem Eintreffen brachten zwei Wachposten die Subjekte, um die es ging.

So richtig hatte Tscherkessow ja nicht daran geglaubt. Nun aber wurde seine Skepsis erschüttert.

Verdammt noch mal, die beiden jungen Leute sahen ja wirklich so aus, als ob sie geradewegs aus dem Sommerurlaub kamen!

Wie zwei arme Sünder, die man beim Schwarzbrennen ertappt hatte, standen sie vor seinem Schreibtisch, mit gesenkten Köpfen und niedergeschlagenen Augen. Sie machten einen etwas erschöpften Eindruck, schienen sich aber ansonsten tatsächlich bester Gesundheit zu erfreuen. Von Erfrierungen, die bei den draußen herrschenden Temperaturen und dieser Kleidung eigentlich zwangsläufig auftreten mußten, konnte jedenfalls keine Rede sein.

»Wartet draußen, Genossen!« wies Tscherkessow die beiden Wachposten an.

Das konnte er unbesorgt tun, denn die jungen Leute planten mit Sicherheit keine Gewaltaktion. Außerdem traute er sich auch durchaus zu, mit dem Burschen ohne die Hilfe seiner Untergegebenen fertig zu werden.

Die Posten gingen hinaus.

Der Oberst lächelte und deutete auf zwei Stühle, die vor seinem Schreibtisch standen. Er hatte beschlossen, den beiden zunächst mit Freundlichkeit zu begegnen.

Der junge Mann und das Mädchen zogen sich die Stühle heran und nahmen darauf Platz. Der Bursche schluckte, räusperte sich und beugte sich ein bißchen vor.

»Do you speak English, Sir?« fragte er.

»Ja«, antwortete Tscherkessow in derselben Sprache. Er hatte Englisch in der Schule und später auch in der Militärakademie gelernt und beherrschte es fast fließend. Und deshalb hörte er auch gleich an der Aussprache des jungen Mannes, daß Englisch wahrscheinlich nicht seine Muttersprache war.

»Gott sei Dank«, redete der junge Mann weiter. »Endlich jemand, der uns versteht!«

»Wer sind Sie?« fragte Tscherkessow. Er lächelte immer noch und gab

sich weiterhin freundlich.

»Ich heiße Michael Steeger. Und das ist meine Freundin Petra Holzmann«, gab der junge Mann Auskunft.

»Deutsche?«

»Ja.«

Michael heißt er also, dachte der Oberst, genau wie ich.

Er hatte auch etwas Deutsch gelernt, beherrschte es aber nicht sonderlich. Deshalb blieb er lieber beim Englischen.

»Gut«, sagte er, »wie Sie heißen, weiß ich nun jetzt. Nun sagen Sie mir noch, wo Sie herkommen.«

Steeger zögerte. Er tauschte einen Blick mit dem Mädchen, blickte dann wieder den Oberst an.

»Das ist… sehr schwer zu erklären«, sagte er.

»Versuchen Sie es trotzdem«, lächelte Tscherkessow.

»Wir kommen vom… Kahnfahren.«

»Wie?« Der Kommandant glaubte, nicht richtig gehört zu haben.

Offenbar beabsichtigte dieser junge Bursche, sich über ihn lustig zu machen.

Steeger nickte. »Ich weiß, daß es sich verrückt anhört. Aber es ist die reine Wahrheit. Das müssen Sie uns glauben, Sir!«

»So, muß ich das? Und was ist, wenn ich es nicht tue?«

»Dann…« Steeger unterbrach sich und fing an, in seiner rechten Hosentasche herumzukramen. »Darf ich rauchen?«

»Bitte.«

Der junge Mann holte eine Zigarettenpackung hervor und zündete sich mit einem Streichholz einen Glimmstengel an.

Tscherkessow sah sofort, daß weder das Streichholzdöschen noch die Zigarettenpackung aus sowjetischer Produktion stammten.

»Geben Sie das mal her«, sagte er.

Anstandslos reichte ihm Steeger seine Rauchutensilien. Der Oberst studierte sie aufmerksam. Ja, sein erster Eindruck war richtig gewesen. Zigaretten und Streichhölzer waren unzweifelhaft in Deutschland hergestellt worden. In Westdeutschland, wenn er sich nicht irrte. Daß die beiden Deutsche waren, durfte damit als erwiesen angesehen werden, auch wenn sie, wie ihm von seinen Leuten berichtet worden war, keinerlei Papiere bei sich hatten.

Er legte die Rauchutensilien vor sich auf den Tisch. »Sie waren dabei, mir zu erzählen, wie Sie hierher gekommen sind. Mit einem Kahn, wenn ich Sie richtig verstanden habe, ja?«

»Nein. Das heißt…« Der junge Mann seufzte und zog heftig an seiner Zigarette. »Sind wir hier wirklich in … Sibirien?« fragte er dann überraschend.

»Was soll die alberne Frage?« Der Oberst spürte, daß er langsam ungeduldig wurde. »Natürlich sind wir hier in Sibirien, wo sonst?«

Steeger sagte etwas in deutscher Sprache zu seiner Freundin, und diese antwortete ihm. Tscherkessows Deutschkenntnisse waren noch schlechter, als er eigentlich gedacht hatte. Jedenfalls verstand er nicht ein einziges Wort. Und das machte ihn ärgerlich.

»Reden Sie gefälligst mit mir«, forderte er den jungen Mann mit scharfer Stimme auf.

»Entschuldigen Sie, ich…«

»Wie sind Sie nach Gorkutsk gekommen? Und Schluß jetzt mit den Ausflüchten!«

Michael Steeger zog noch einmal an seiner Zigarette und drückte sie dann im Aschenbecher aus. Dabei stellte er sich, weil er nervös war, wohl sehr ungeschickt an und verbrannte sich böse den Daumen. Das nahm er jedoch hin, ohne mit der Wimper zu zucken.

Komischer Bursche, dachte der Kommandant. Rennt ohne zu frieren bei fünfzig Grad unter null in der Gegend herum.

Und wenn er sich die Finger verbrennt, scheint es ihm nicht einmal weh zu tun.

»Es… sind keine Ausflüchte, Sir«, redete Steeger weiter. »Meine Freundin und ich, wir waren auf dem … Ich weiß nicht, wie ich es im Englischen nennen soll. Bei uns heißt es jedenfalls Totenmaar.«

»Totenmaar?« wiederholte Tscherkessow. »Was ist das?«

»Ein See. Ein kleiner See, der früher einmal der Krater eines Vulkans war.«

»Der See liegt in Deutschland?«

»Ja, dort wo wir wohnen. Wir fuhren also mit dem Ruderboot über den See. Und dann…«

»Und dann?«

Michael Steeger machte eine vage Handbewegung. »Wir… können uns nicht erinnern.«

»Was heißt das?«

»Irgend etwas ist auf dem See geschehen, aber wir wissen es nicht mehr. Unsere Erinnerungen sind… weg!«

»Das gibt es nicht!« sagte der Oberst entschieden.

»Doch«, beharrte der junge Mann. »Unsere Erinnerungen setzten erst wieder ein, als wir am Rand dieses anderen Kraters standen.«

»Welchen Kraters?«

»Er liegt ein paar Kilometer von hier entfernt. In dieser Richtung, glaube ich.« Steeger deutete mit der rechten Hand nach Südosten.

Tscherkessow wußte, was er meinte. Dort, wo er hinzeigte, gab es einen ausgedehnten Erdtrichter, dessen Ursprung von den Wissenschaftlern bis zum heutigen Tag nie ganz geklärt worden war.

Wahrscheinlich handelte es sich um einen Krater, der in grauer Vorzeit durch den Einschlag eines Meteoriten entstanden war. Daß die beiden Deutschen vom Krater aus ins Lager gekommen waren, glaubte

Tscherkessow ihnen, denn sonst hätten sie wohl nichts von dessen Existenz gewußt. Das war aber auch so ziemlich das einzige, was er ihnen glaubte. Dieses Gerede von den angeblichen Erinnerungslücken… Für wie einfältig hielt ihn dieser junge Bursche eigentlich?

Steeger sah ihm am Gesicht an, was er dachte. »Sie halten mich für einen Lügner, Sir, nicht wahr?« sagte er.

Der Oberst lächelte dünn. Alle Lügner, die wußten, auf welch schwachen Füßen ihr Lügengebäude stand, kamen mit diesem Spruch.

»Ist Ihnen nicht kalt?« wechselte Tscherkessow übergangslos das Thema.

»N… nein«, antwortete der Deutsche zögernd.

»Draußen herrschen fünf zig Grad minus!«

»Das habe ich mir schon gedacht, aber…«

»Aber?«

»Wir… haben keine Erklärung dafür.«

»Noch eine kleine Gedächtnislücke, wie?« Der Kommandant legte jetzt sein Lächeln ab wie eine verschlissene Uniform. Er schaltete die Lampe ein, die auf seinem Schreibtisch stand, und richtete den Lichtkegel genau auf Michael Steegers Gesicht.

Der junge Deutsche zuckte leicht zurück und blinzelte in das grelle Licht. Dann senkte er den Blick und machte ein ergebenes, resigniertes Gesicht.

»Sie haben schon die ganze Zeit damit gerechnet, daß ich das tue, nicht wahr?« sagte Tscherkessow. »Schließlich sind ja die unmenschlichen Verhörmethoden der gottlosen Roten bei Ihnen hinreichend bekannt. Ihre Zeitungen berichten sicher täglich darüber, und da darf ich Sie natürlich nicht enttäuschen. Wollen Sie nicht doch lieber mit der Wahrheit herausrücken?«

»Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich weiß, Sir«, blieb der junge Mann stur.

»Ach, ja? Nun, dann will ich Ihnen mal sagen, wie die Dinge wirklich liegen. Sie und Ihre Freundin sind Spione! Wie Sie hierher gekommen sind, werden wir noch feststellen, verlassen Sie sich drauf. Und was Ihre wundersame Immunität gegen die beißende Kälte angeht… Auch das finden wir heraus!«

Tscherkessow war überzeugt von dem, was er sagte. Irgend jemand mußte die beiden Deutschen in der Nähe des Lagers abgesetzt haben, ein kleines Flugzeug vermutlich, das Sturm und Dunkelheit ausgenutzt hatte, um unbemerkt zu landen. Was es ausgerechnet hier in Gorkutsk zu spionieren gab, wußte er zwar nicht. Die Strafgefangenen wurden in den nahegelegenen Tunguska-Erzgruben eingesetzt, die keinerlei Geheimnis bargen. Möglich war natürlich, daß die Auftraggeber der beiden fälschlicherweise eins witterten.

Und die Kälteimmunität… Es mußte an der Kleidung der Deutschen liegen. Diese enthielt bestimmt eine raffiniert getarnte Heizvorrichtung, die ihre Träger gegen die Kälte schützte. Eine andere Möglichkeit gab es schließlich nicht.

»Glauben Sie mir, Sir«, sagte Michael Steeger drängend. »Wir sind keine Spione. Das ist… absurd!«

»Absurd ist die Geschichte, die Sie mir hier einreden wollen, Mann!« erwiderte der Kommandant. »Sie beleidigen meine Intelligenz, wissen Sie das? Aber Sie irren sich, wenn Sie meinen, damit durchkommen zu können. Sie irren sich sogar gewaltig!«

Tscherkessow stand hinter seinem Schreibtisch auf. »Genosse Woronin«, rief er.

Die beiden Wachposten, die vor der Tür seines Arbeitszimmers gewartet hatten, traten ein.

»Bringt die beiden im Straf haus unter«, befahl der Oberst. »Aber nehmt ihnen vorher die Kleidung ab und laßt sie morgen früh durch den Genossen Malinowski gründlich überprüfen. Dasselbe gilt auch für die Gefangenen selbst. Genosse Chelidse soll sie einer eingehenden medizinischen Untersuchung unterziehen.«

»Jawohl, Genosse Oberst!«

»Mitkommen«, forderte Woronin die beiden Deutschen auf.

Der junge Mann und das Mädchen verstanden zwar kein Russisch, aber die Gesten des Wachpostens waren nicht zu mißdeuten. Steeger und seine Komplizin standen auf. Die beiden Genossen nahmen sie in die Mitte und gingen mit ihnen zur Tür.

»Eins noch«, rief ihnen Tscherkessow nach. »Genosse Uljow soll sofort zu mir kommen.«

»Jawohl, Genosse Oberst.«

Die Posten brachten die beiden Deutschen nach draußen. Es dauerte nur wenige Minuten, bis Leutnant Wassilij Uljow diensteifrig wie immer, zur Stelle war.

Tscherkessow gab ihm den Auftrag, eine Suchmannschaft zusammenzustellen und die nähere Umgebung des Meteorkraters auf Spuren zu untersuchen.

»Noch in dieser Nacht, Genosse Oberst?« erkundigte sich der junge Leutnant.

»Sofort«, sagte Tscherkessow.

Aber er fürchtete, daß der Sturm sämtliche Spuren bereits gründlich verwischt hatte.

***

Damona King und Mike Hunter saßen wieder beim Frühstück auf King's Castle, als das Telefon anschlug. Mike, wie gewöhnlich hinter seiner Zeitung versteckt, tat so, als würde er nichts hören. Manchmal

benahm er sich gar nicht wie ein Kavalier.

Seufzend legte Damona ihren Toast aus der Hand und griff selbst nach dem Hörer.

»King?«

»Miß Damona King?«

»Ja. Und wer spricht dort?«

»Hier ist Rowlands, Mark Rowlands. Ich hoffe, Sie erinnern sich noch an mich, Miß King?«

In der Tat erinnerte sich Damona. Nicht nur an den Mann selbst, sondern auch an einen ganz bestimmten Zeitungsartikel, den Mike ihr vorgelesen hatte.

»Mark Rowlands, der Archäologe?« vergewisserte sie sich sicherheitshalber. Sie hatte einen so großen Bekanntenkreis, daß vielleicht noch ein Namensvetter darunter war.

Aber Rowlands bestätigte, daß er genau der Mann war, den sie meinte. »Freut mich, daß Sie mich noch nicht vergessen haben, Miß King«, sagte er.

Damona runzelte die Stirn. »Ich habe gehört, daß Sie tot sind, Mr. Rowlands. Oder doch wenigstens verschollen!«

Der Mann am anderen Ende der Leitung lachte. »Das haben Sie in der Zeitung gelesen, nicht wahr?«

»Richtig.«

»Eine Ente, Miß King, nichts als eine Ente. Sie wissen ja sicher auch, was Zeitungen so alles schreiben, wenn die Saure-Gurken-Zeit angebrochen ist.«

Damit hatte er allerdings recht. Aus leidvoller Erfahrung konnte sie ein Liedchen davon singen. Wenn sie daran dachte, was vor allem die Regenbogenpresse über sie schon alles berichtet hatte…

»Was kann ich für Sie tun, Mr. Rowlands?«

»Als wir uns bei der Gesellschaft für Kultur und Wirtschaft kennenlernten, hatten Sie die große Freundlichkeit, mich nach King's Castle einzuladen, wenn es unser beider Zeit erlaubt. Gilt diese Einladung noch, Miß King?«

Daran konnte sich Damona zwar nicht erinnern, aber wenn Rowlands es sagte, würde es wohl stimmen. Sie erklärte ihm, daß sie zu ihrer Einladung stand.

»Sehr nett von Ihnen, Miß King. Ist es Ihnen recht, wenn ich gleich heute komme?«

Damona zögerte kurz. Eigentlich war sie in den wenigen Tagen, die sie auf dem Familienbesitz in den Highlands verweilen konnte, am liebsten mit Mike allein. Aber sie wollte nicht unfreundlich sein.

»Sie sind mir herzlich willkommen, Mr. Rowlands«, sagte sie.

»Vielen Dank, Miß King. Bis später dann.« Der Archäologe beendete das Gespräch.

Als Damona den Hörer auf die Gabel zurücklegte, sah sie, daß Mikes Blicke auf ihr ruhten.

»Wirklich Rowlands, der Archäologe?« erkundigte er sich.

Damona nickte.

»Es steht wieder was über ihn in der Zeitung«, sagte Mike. »Sein Haus in Chelsea ist abgebrannt. Und er hat es mit Mühe und Not geschafft, dem Feuertod zu entgehen.«

Damona lächelte. »Bestimmt wieder so eine Ente«, sagte sie. Aber gewettet hätte sie darauf nicht.

***

Die Wachposten hatten Michael Steeger und Petra Holzmann in einen Raum gesteckt, den man im Mittelalter wohl als Verlies bezeichnet hätte. Nackte, unverputzte Wände, eine mehr als spartanische Einrichtung, kein Licht. Allein der alte Kohleofen in einer Ecke des Raums ließ ein bißchen Helligkeit aufblitzen. Für Wärme sorgte er allerdings kaum, dehn es war ausgesprochen kalt, geradezu frostig. Aber die Kälte machte Steeger nicht das Geringste aus. Und seiner schwarzhaarigen Freundin ebenfalls nicht.

Die beiden saßen auf einer der einfachen Pritschen und hielten sich an den Händen.

»Michael, was… ist mit uns geschehen?« Petra Holzmanns Stimme klang dünn und ängstlich.

»Ich… weiß es nicht«, antwortete Steeger. »Aber wir müssen uns damit abfinden, daß wir uns hier tatsächlich mitten in Rußland befinden. Archipel Gulag oder so was. Vom Totenmaar geradewegs nach Sibirien, ohne daß wir auch nur das geringste davon bemerkt haben! Es ist total … verrückt.«

»Ich… kann es noch immer nicht glauben«, sagte das Mädchen kopfschüttelnd. »Ob wir nicht vielleicht doch nur einen bösen Traum haben, Michael?«

»Zwei Menschen können niemals dasselbe träumen«, stellte Steeger mit seinem nüchternen Verstand fest. »Dieses Loch hier ist eine Realität. Und es ist ebenfalls eine Realität, daß wir bei fünfzig Grad minus durch die sibirische Tundra marschiert sind, ohne dabei auch nur eine Gänsehaut zu bekommen.«

»Wie ist das alles zu begreifen?«

»Ich weiß es nicht, Petra, ich weiß es beim besten Willen nicht!«

Dieses Eingeständnis fiel Steeger nicht leicht. Er hatte sich bisher immer etwas darauf eingebildet, für alles eine Erklärung zu haben.

Warum Atombomben explodierten, wieso der Mond nicht auf die Erde stürzte, warum Deutschland nicht Fußballweltmeister geworden war – alle diese Fragen hätte er auf Anhieb beantworten können. Nur was mit ihm und seiner Freundin passiert war, dieses Problem konnte

er nicht lösen.

Eine ganze Weile sprachen sie beide nicht, hingen nur ihren Gedanken nach. Steeger dachte daran, daß er den Semesterbeginn an der TH verpaßt hatte, und seine Freundin stellte sich vor, welche Sorgen sich ihre Eltern um ihr Verschwinden machen würden. Sie fing an, leise vor sich hin zu schluchzen. Michael Steeger hatte einige Mühe, sie wieder halbwegs zu beruhigen.

»Weißt du, daß du glühst, Michael?« fragte sie plötzlich.

Diesen Eindruck hatte Steeger auch schon gehabt, nicht nur von sich selbst, sondern auch von Petra. Ihr und sein Körper schienen von einem ganz dünnen, schwach rötlich leuchtenden Film überzogen zu sein. Zuerst hatte er gedacht, daß das Ofenfeuer den seltsamen Effekt hervorrief. Aber das entsprach wohl nicht den Tatsachen.

Oder vielleicht doch?

Steeger wollte es ganz genau wissen. Er stand von der Pritsche auf und ging zu dem bulligen Ofen hinüber. Er stellte sich so, daß der flackernde Schein, der durch die Ritzen drang, vollkommen durch seinen Körper verdeckt wurde.

Das Ergebnis war genau so, wie er sich das schon gedacht hatte: Petra glühte immer noch!

»Vielleicht macht uns deshalb die sibirische Kälte nichts aus«, sagte er nachdenklich. »Unsere Körper haben irgendwie die Fähigkeit entwickelt, Hitze zu speichern.«

»Aber… wieso?«

»Keine Ahnung!«

Steeger begleitete seine Antwort mit einer gestikulierenden Handbewegung. Dabei kam er unbeabsichtigt mit dem heißen Metall des Ofens in Berührung.

Schnell zog er die Hand zurück.

Verdammt, jetzt habe ich mich zu allem Überfluß auch noch verbrannt, dachte er.

Aber dann merkte er, daß das nicht stimmte. Er fühlte keinen Schmerz. Eher war das Gegenteil der Fall. An der Stelle der Handfläche, wo er jetzt eigentlich eine Brandblase haben müßte, verspürte er nur ein leichtes Prickeln.

Ein äußerst angenehmes Prickeln!

Total verrückt! dächte er. Da verbrenne ich mich und finde das auch noch schön!

Seit jeher war er ein Mensch gewesen, der den Dingen auf den Grund zu gehen pflegte. Und das tat er auch jetzt. Vorsichtig zuerst, tastend und jederzeit bereit, den Arm wieder hochzureißen, legte er die rechte Hand auf die Ofenplatte.

Kein Schmerz, wieder nur dieses angenehme, prickelnde Gefühl.

Und an diesem Empfinden änderte sich auch nichts, als er die

Handfläche mit aller Kraft auf die heiße Platte preßte.

»Das gibt es doch gar nicht!« sagte er aufs äußerste verblüfft.

»Was gibt es nicht?« fragte Petra, die nach wie vor auf der Pritsche saß.

»Komm doch mal her«, sagte Steeger.

Das Mädchen stand auf und trat an die Seite ihres Freundes. »Ja, was ist denn?«

»Leg doch mal deine Hand auf den Ofen!«

»Ich soll…«

»Ja!«

Petra Holzmann stieß hörbar die Luft aus. »Bist du verrückt? Meinst du, ich will mich verbrennen?«

»Du verbrennst dich nicht. Paß auf, ich mache es dir vor!«

Mit großen Augen sah das Mädchen zu, was er tat. Und als sie erkannte, daß er wirklich keinerlei Schmerzen hatte, wagte sie zaudernd, seinem Beispiel zu folgen.

Und sie machte dieselben Erfahrungen wir ihr Freund.

»Das gibt es wirklich nicht«, stellte sie überrascht fest. »Es ist ja bald genauso, als wenn wir zwei… als wenn wir zwei …«

Michael Steeger lachte, zum erstenmal seit sie in der sturmumtobten Tundra aufgetaucht waren. »Ich weiß schon, was du meinst. Und ich muß sagen, du hast recht!«

Monika Holzmann war neugierig geworden. »Laß uns noch etwas probieren«, schlug sie vor.

Sie bückte sich und öffnete die Feuerungsklappe. Flammen züngelten ihr entgegen.

»Paß auf, deine Haare!« sagte Michael Steeger warnend.

Das Mädchen schien seine Worte gar nicht gehört zu haben. Sie hob die rechte Hand und streckte sie langsam, Zentimeter für Zentimeter, in die Klappe hinein.

Das Feuer kroch an ihrer Hand, an ihrem Arm hoch, als würde es einer unsichtbaren Zündschnur folgen. Und das, was Michael Steeger schon befürchtet hatte, geschah. Auch ihre langen, schwarzen Haare wurden von den Flammen erfaßt.

»Petra, um Himmels willen!«

Rasend schnell griffen die Flammen um sich. In Sekundenschnelle brannte Petra vom Kopf bis zu den Zehenspitzen.

Der grelle Lichtschein machte den Raum taghell. Gehetzt blickte sich Michael Steeger nach allen Seiten um. Er brauchte etwas, mit dem er die lodernden Flammen ersticken konnte. Sonst war seine Freundin rettungslos verloren.

Auf den Pritschen lagen verschlissene, graue Wolldecken. Hastig riß er eine von ihnen hoch. Dann rannte er auf Petra zu.

Die Gestalt des Mädchens war kaum noch zu erkennen. Sie hatte sich

fast vollkommen in eine Feuersäule verwandelt, aus der rote und gelbe Flammen hervorzüngelten.

Steeger breitete die Decke aus, wollte sie seiner Freundin überwerfen. Aber er kam nicht dazu.

»Nein, Michael!«

Petras Stimme, überraschend klar und frei von jedem Schmerz, ließ ihn innehalten.

»Michael, ich weiß jetzt, was mit uns geschehen ist. Ich weiß alles!«

Nichts was Steeger in diesem Augenblick gleichgültiger gewesen wäre. Es ging um Petras Leben, auch wenn sie sich dessen wohl noch gar nicht bewußt geworden war.

»Erzähl es mir später«, sagte er drängend. »Zuerst einmal muß dieses verdammte Feuer…« Wieder wollte er mit der Wolldecke auf sie losgehen, um die Flammen zu ersticken.

Die lebende Feuersäule wich zurück, tänzelnd wie eine Ballerina, die einen Flammentanz vorführte.

»Du verstehst es noch nicht, Michael«, hörte er Petras Stimme.

»Das Feuer ist unser Leben. Wir sind keine Menschen mehr. Wir sind Geschöpfe des großen Pyrkon!«

»Pyrkon?« wiederholte Steeger verblüfft. »Wer ist… Pyrkon?«

»Er ist unser Herr! Komm, Michael, laß dich von den Flammen des Lebens umschlingen. Dann wirst auch du alles verstehen!«

Petra, die sich scheinbar gänzlich iri pures Feuer verwandelt hatte, tänzelte auf ihn zu.

Michael Steeger wich mit einem Sprung zurück. »Nein, nein«, schrie er, »ich… will das nicht!«

»Du mußt, Michael!«

Näher und näher kam die Feuersäule, die seine Freundin gewesen war. Verzweifelt sah sich Steeger nach einem Fluchtweg um. Aber es gab keinen. Der Raum hatte keine Fenster, und die schwere Eisentür war fest verschlossen.

Wenige Augenblicke später war Michael Steeger in eine Ecke gedrängt, aus der er nicht mehr herauskam. In ohnmächtiger Verzweiflung schleuderte er der Flammensäule die Wolldecke entgegen. Sie verbrannte in Sekundenschnelle zu Asche.

Dann spürte er, wie das Feuer auch von ihm Besitz ergriff…

***

»Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, daß ich noch einen Freund mitgebracht habe?« Mark Rowlands lächelte. »Darf ich vorstellen? Mein Kollege Gilbert J. Sturgeon.«

»Angenehm.« sagte Damona King automatisch.

Tatsächlich jedoch war es ihr gar nicht so angenehm. Nicht, daß sie etwas gegen den breitschultrigen Mann mit dem Bürstenhaarschnitt

gehabt hätte. Es war nur ganz einfach so, daß ihr ganz ehrlich gesagt, der Besuch an sich etwas lästig war. Aber sie war natürlich viel zu höflich und zu gut erzogen, um sich von ihren Gedanken etwas anmerken zu lassen.

Auch Mike hatte eine freundliche Miene aufgesetzt. »Sturgeon«, wiederholte er. »Wenn ich den Zeitungsartikel noch richtig im Gedächtnis habe, dann waren Sie ebenfalls verschollen, ja?«

»Ja«, sagte der breitschultrige Mann, »Mark und ich waren zusammen in Mexiko. Aber wie er Ihnen schon gesagt hat, konnte natürlich überhaupt keine Rede davon sein, daß wir verschollen waren. Da haben die Journalisten aus einer Mücke gleich wieder einen Elefanten gemacht.«

»Ts, ts«, machte Mike. »Diese Zeitungen…«

Die beiden Besucher waren mit dem Wagen gekommen. Jeder von ihnen holte einen Koffer hervor, dessen Kaliber für eine mehrwöchige Reise gereicht hätte. Damona fiel ein, was in der Zeitung gestanden hatte. Wenn Rowlands Haus tatsächlich abgebrannt war, dann hatte der Archäologe im Moment wohl keine feste Bleibe. Vielleicht spielte er mit dem Gedanken, zunächst auf King's Castle festes Quartier zu beziehen. Dazu jedoch wollte Damona es ganz bestimmt nicht kommen lassen. In ein paar Tagen mußten sie und Mike ohnehin nach London zurück. So lange würden Rowlands und sein Kollege aber wohl bleiben wollen.

Henry, der Butler, bekam von Damona den Auftrag, Rowlands und Sturgeon Gästezimmer zuzuteilen. Gleichzeitig lud sie die beiden Männer zu einem Begrüßungsdrink ins Kaminzimmer ein.

Während die Besucher mit Henry ins Haus gingen, blieben Damona und Mike noch für ein paar Augenblicke auf dem Schloßhof stehen.

»Irgend etwas stimmt mit den beiden nicht«, sagte Damona.

»Wieso?«

Damona zuckte die Achseln. »Ich kann es nicht in Worte fassen. Aber mein Gespür sagt mir, daß…«

»Dein Hexengespür?« warf Mike ein.

»Ja. Ich habe eine gewisse Aura wahrgenommen, die üblicherweise von den Knechten der Finsternis ausgestrahlt wird.«

»Mir ist auch etwas aufgefallen«, sagte Mike. »Als ich ihnen die Hände schüttelte, hatte ich das Empfinden, als hättet! Sie alle beide hohes Fieber. Hast du das nicht gemerkt?«

»Ich habe nicht so darauf geachtet. Aber das kann ich ja nachher nachholen.«

Mike und Damona traten ebenfalls ins Haus und begaben sich schon mal ins Kaminzimmer.

Es dauerte nicht lange, dann kamen auch Rowlands und sein Freund. Die beiden hatten sich etwas frisch gemacht und umgezogen und

waren jetzt ausgesprochen guter Laune.

Damona und Mike machten es sich mit den Gästen in der Kaminecke gemütlich. Henry servierte Sherry und Cakes aus einheimischer Fertigung. Die Buchenscheite prasselten, und der flackernde, warme Schein des Feuers sorgte für jene Atmosphäre, die nur in ehrwürdigen englischen oder schottischen Schlössern aufkommen konnte.

Davon waren Mike und Damona, die schon die ganze Welt gesehen hatten, jedenfalls fest überzeugt.

Damona benutzte die nächste Gelegenheit, Mikes Fiebertheorie zu überprüfen. Diese Gelegenheit ergab sich, als sie Mark Rowlands die Cakesschale reichte, wobei sie scheinbar zufällig seine Hand berührte.

Ja, Mike hatte recht! Seine Hand war so heiß, als hätte er sie kurz zuvor in kochendes Wasser getaucht.

Seltsam, dachte sie, sehr seltsam. Auch die eigenartige Aura, die sie schon unten auf dem Schloßhof gespürt hatte, war nach wie vor sowohl bei Rowlands als auch bei seinem Freund vorhanden.

Nach einigem allgemeinen Geplauder über die archäologische Arbeit der beiden Gäste, besonders über die in Mexiko, über den Brand in Rowlands Haus, der ausgerechnet zu dem Zeitpunkt passiert war, als seine Frau bei Verwandten weilte, und über diverse Belanglosigkeiten kam Mark Rowlands dann auf das Thema Öl zu sprechen.

»Ich habe gehört, Sie bohren hier ganz in der Nähe nach Öl«, sagte er, während er sein Sherryglas zum Mund führte.

»Eine unserer Gesellschaften, ja«, bestätigte Mike Hunter.

»Natürlich, natürlich«, nickte Rowlands. »Da die Bohrstelle ja praktisch in Ihrer Nachbarschaft liegt, nehme ich an, daß Sie gelegentlich auch mal persönlich vorbeischauen, oder?«

»Ganz recht.«

»Würden Sie uns die Freude machen, uns an so einem Bohrstellenbesuch teilnehmen zulassen?«

Damona dachte an das Beispiel mit dem Mann, dem man den kleinen Finger gab und der gleich die ganze Hand nahm. Rowlands und sein Freund kamen ihr beinahe so ähnlich vor. Eine gewisse Aufdringlichkeit war nicht zu verkennen. Damona nahm das jedoch in Kauf. Je mehr Gelegenheit sie fand, sich mit den beiden Männern zu beschäftigen, desto besser konnte sie herausfinden, was es mit ihrer eigenartigen Aura auf sich hatte.

»Sicher«, sagte sie deshalb, »wir nehmen Sie gerne zur Bohrstelle mit. Morgen?«

»Sehr schön«, freute sich Rowlands. Und auch sein Kollege machte ein zufriedenes Gesicht.

»Was interessiert Sie an einem Bohrloch?« wollte Mike wissen.

»Das wäre doch eher etwas für Paläoontologen, oder?«

»Oh, sagen Sie das nicht«, widersprach Sturgeon. »Schottland ist das

Land der alten Kelten. Vielleicht stoßen wir auf! einige archäologische Kostbarkeiten.« Unwahrscheinlich, sehr unwahrscheinlich, dachte Mike. Er wollte seine Ansicht gerade laut kundtun, als er etwas sah, was ihm das Wort im Hals stecken bleiben ließ. Mark Rolands, der ganz dicht am Kamin saß, hielt seine rechte Hand mitten ins Feuer. Und wie es aussah, hatte er dabei einen echten Genuß.

***

Ilja Woronin steckte den Schlüssel ins Schloß und öffnete die Tür von Strafzelle 7.

Da traf ihn fast der Schlag.

Die Korridorbeleuchtung reichte aus, auch die lichtlose Zelle soweit zu erhellen, daß man jeden Winkel überblicken konnte. Und so erkannte Woronin auf Anhieb, daß von den beiden Häftlingen nur noch einer anwesend war.

Genosse Anatolij Gruschenko, der noch draußen auf dem Korridor stand, merkte seine Bestürzung.

»Was ist los, Ilja?«

»Das Mädchen!« stieß Woronin hervor. »Es… ist verschwunden!«

»Was sagst du da?« Gruschenko trat neben ihn in den Zelleneingang und verengte die Augen.

Tatsächlich! Nur der junge Bursche war noch da. Er saß auf seiner Pritsche und blickte zu den beiden Posten hoch. Ein Lächeln, das offenkundige Belustigung ausdrückte, lag auf seinen Lippen.

Gruschenko verstand die Welt nicht mehr. Es war vollkommen unmöglich, aus dieser Zelle zu entfliehen. Es gab kein Fenster, und die Tür war fest verschlossen gewesen. Das Mädchen mußte sich in Luft aufgelöst haben. Aber auch das war unmöglich, denn es kam in den Lehren von Marx und Lenin nicht vor.

Unbehagen, nein, Furcht stieg in Anatolij Gruschenko hoch. Er und Woronin waren für die beiden Häftlinge verantwortlich, denn der Genosse Oberst hatte sie in ihre Obhut gegeben. Er wagte gar nicht, sich vorzustellen, was Tscherkessow mit ihnen machen würde, wenn sie ihm berichten mußten, daß das Mädchen entflohen war.

Dazu durfte es gar nicht erst kommen!

Mit energischen Schritten trat Gruschenko in die Zelle hinein. Er sprach ein paar Brocken Deutsch, weil er in Pokrowsk deutschstämmige Verwandte hatte. Er baute sich vor dem jungen Burschen auf und stemmte die Arme in die Hüften.

»Wo das Mädchen?« herrschte er ihn an.

Der Deutsche antwortete nicht, blieb einfach auf der Pritsche sitzen und lächelte.

Zorn packte Gruschenko. Seine rechte Hand schoß nach vorne und packte den jungen Mann am Kragen des Lageranzugs, den er ihm in

der Nacht verpaßt hatte. Grob riß er ihn von der Pritsche hoch und schüttelte ihn hin und her.

»Wo das Mädchen?« wiederholte er.

Der Deutsche machte keine Anstalten, sich aus dem Griff zu befreien. Aber er gab auch keine direkte Antwort.

»Petra!« rief er statt dessen.

Und was dann geschah, ließ Anatolij Gruschenko echt an seinem Verstand zweifeln.

In der Ecke, in der der Ofen stand, wurde auf einmal ein zischendes Geräusch laut. Im nächsten Augenblick sprang die Klappe auf, und eine grell leuchtende Waberlohe schoß hervor. Aber die Flammen waren kein Konglomerat von ziellos hin und her zuckenden Feuerzungen. Ganz eindeutig waren Konturen zu erkennen.

Die Konturen einer Frau!

Vor Entsetzen ließ Gruschenko den jungen Deutschen los und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf die unheimliche Flammengestalt. Er war wie gelähmt.

Woronin, der noch im Zelleneingang stand, ging es genauso. Aber er überwand die Schrecksekunde schneller als sein Genosse. Mit einem erstickten Schrei fuhr er auf dem Absatz herum und wollte davonlaufen.

Er kam keinen Meter weit.

Die Feuergestalt schoß wie ein Kugelblitz quer durch den Raum und war in Bruchteilen von Sekunden bei Woronin. Flammenhände griffen nach dem Wachposten und hielten ihn fest.

Sofort griff das Feuer über. Woronins Uniform stand im Nu in hellen Flammen. Rasend schnell breitete sich das Feuer aus. Erfaßte Woronins Arme und Beine, sein Gesicht, seine Haare. In weniger als zwei Sekunden war er eine lebende Fackel.

Ein furchtbarer Schrei brach sich Bahn, ein Schrei der Todesangst und des Schmerzes. Aber der Schrei brach sehr schnell ab, wurde zu einem erstickten Röcheln, das im nächsten Augenblick ebenfalls erstarb. Die Fackel, die Woronin gewesen war, verlöschte. Nichts blieb von ihm zurück als ein Häufchen Asche, das sich grau und verloren auf dem nackten Zellenboden auftürmte.

Gruschenko fielen fast die Augen aus dem Kopf, als er sah, was aus seinem Genossen geworden war. Und die Erkenntnis, daß ihm dasselbe schreckliche Schicksal drohte, ließ ihn zittern wie eine Kiefer im sibirischen Schneesturm.

Die unheimliche Flammengestalt, die Woronin vernichtet hatte, löste sich vom Eingang, schwebte in die Zelle zurück. Sie kam genau auf ihn zu, langsam und lauernd wie ein Raubtier, das sich seiner Beute völlig sicher war.

Anatolij Gruschenko begriff nicht, was hier vor seinen Augen

geschah. Er wußte nur, daß Kräfte am Werk waren, die keinen natürlichen Ursprung hatten, Kräfte, die nicht von dieser Welt sein konnten. Und er wußte, daß der junge Deutsche, der weiterhin auf der Pritsche saß und dem grausamen Schauspiel zugesehen hatte wie ein Zuschauer im Kino, mit diesen Kräften im Bunde stand.

Näher und näher kam der teuflische Feuerengel, war jetzt nur noch einen Schritt von Gruschenko entfernt.

Außer sich vor Angst wich der Posten bis an die Wand zurück und riß abwehrend die Arme in die Höhe.

»Gnade!« schrie er gellend. »Ich… will nicht sterben!«

»Es ist gut, Petra«, hörte er den jungen Häftling sagen.

Er hatte kaum ausgesprochen, als die lodernden Flammen vor Gruschenko erloschen, als habe eine Sturmbö sie ausgeblasen. Statt dessen stand plötzlich das Mädchen da, so normal und alltäglich aussehend wie der alte Kohleofen in der Ecke.

Zitternd ließ Anatolij die Arme sinken. Er spürte, daß sein ganze Körper voller Schweiß war. Und dieser Schweiß hatte keineswegs die Hitze des Feuers hervorgerufen.

Schwer atmend blickte er das Mädchen, dann den Mann an. Hatte er eine Halluzination gehabt? War er einem verrückten Trugbild zum Opfer gefallen?

Nein, er brauchte nur auf den Aschehaufen zu blicken, der sein Genosse Woronin gewesen war, um ganz genau zu wissen, daß er nicht unter Einbildungen litt. Alles, was sich ereignet hatte, war schreckliche, unfaßbare Realität.

Draußen auf dem Korridor wurden jetzt Schrittgeräusche laut, die rasch näherkamen. Die Schreie, die Woronin ausgestoßen hatte, waren nicht ungehört geblieben.

»Kein Wort zu den anderen!« zischte der Deutsche in Gruschenkos Ohr. »Verstanden?«

»J… ja«, sagte Gruschenko tonlos.

Augenblicke später waren mehrere Genossen zur Stelle. Einer von ihnen hielt eine schußbereite Pistole in der Hand.

»Was ist hier los?« wollte dieser wissen. »Wir hörten Schreie. Machen die beiden Schwierigkeiten?«

Gruschenko war drauf Und dran, den Genossen zu sagen, was passiert war. Aber er tat es dann doch nicht. Zum einen würde man ihm nicht glauben und ihn für verrückt erklären. Und zum zweiten fürchtete er auch die Rache des Deutschen und seiner unheimlichen Freundin.

»Alles in Ordnung«, sagte er deshalb schnell. »Ich habe diesen Burschen da wohl ein bißchen unsanft angepackt. Darum ist er laut geworden.«

Die Genossen lachten, schöpften keinen Verdacht Sie fragten nicht

nach dem Verbleib Woronin und nahmen auch von dem Aschehaufen auf dem Boden keine Notiz. Nach ein paar Scherzworten entfernten sie sich wieder.

Gruschenko wußte nicht, ob er sich darüber freuen sollte. Jetzt war er wieder mit den beiden mörderischen Häftlingen allein. Er hatte ihr grauenhaftes Geheimnis nicht verraten. Aber er kannte es. Würden sie ihn darum nicht trotzdem umbringen? Angstvoll sah er das schwarzhaarige Mädchen an. Nichts an ihrer äußeren Erscheinung ließ ahnen, welche höllischen Künste sie beherrschte. Er befürchtete, daß sie sich jeden Augenblick wieder in sengendes Feuer verwandeln und ihn ebenfalls verderben würde.

Aber ihm blieb zumindest noch eine Gnadenfrist. Der junge Mann sagte etwas, was er nicht so genau verstand. Offenbar sollte es ein Lob dafür sein, daß er den Mund gehalten hatte.

Wieder sagte der Deutsche etwas, von dem Gruschenko nur ein einziges Wort mitbekam.

»Kommandant?« wiederholte er unsicher.

Der Deutsche nickte und machte eine Handbewegung. Anscheinend wollten er und seine unheimliche Freundin zu Tscherkessow gebracht werden. Das war Gruschenko durchaus recht. Vielleicht konnte er auf diese Weise sein Leben doch noch retten. Gehorsam setzte er sich in Bewegung und marschierte aus der Zelle hinaus.

Die beiden folgten ihm.

***

Es demonstrierte niemand mehr im Carnavaugh Valley. Die Einheimischen hatten eingesehen, daß sie mit ihrem friedlichen Protest doch keinen Erfolg haben würden. Und den ›berufsmäßigen‹ Protestlern war eine Versuchsbohrung nach Erdöl auf Dauer wohl nicht spektakulär genug. Atomkraftwerke gaben in dieser Hinsicht mehr her, und so waren sie wohl alle in die Grafschaft Gheshire gezogen, wo in diesen Tagen der Grundstein für einen neuen Reaktor gelegt werden sollte. Nur einige Parolen auf dem Bretterzaun, der das Gelände von allen Seiten umgab, deuteten noch darauf, daß Umweltschützer hier gewesen waren.

Als Damona King und Mike Hunter mit den beiden Archäologen eintrafen, wurden sie von Angus Oldham, dem Leiter des Projekts, in Empfang genommen. Oldham runzelte die Stirn, als er die Profession der beiden Männer aus London erfuhr.

»Archäologen?« wunderte er sich. »Was suchen Sie denn hier – alte Tempel?«

»Wer weiß?« lächelte Mark Rowlands, »Der Boden Britanniens birgt viele Geheimnisse.«

»Bisher sind wir noch auf keine gestoßen«, brummte der Mann von

der Northern Oil Ltd.
»Und auf Öl auch nicht, nehme ich an«, bemerkte Damona. Ihre Stimme klang dabei keineswegs enttäuscht.
»Nein, noch nicht«, bestätigte Oldham. »Wir sind ja auch erst rund zweitausend Meter tief.«
»Oh, so tief sind Sie schon?« sagte Gilbert J. Sturgeon und tauschte einen schnellen Blick mit seinem Kollegen.
Damona, die bisher noch nicht dahinter gekommen war, was mit den beiden Männern nicht stimmte, entging dieser Blick nicht. Sie und auch Mike behielten Rowlands und Sturgeon jederzeit scharf im Auge. Inzwischen waren sie sich ziemlich sicher geworden, daß die beiden mit einer ganz bestimmten Absicht nach Schottland gekommen waren. Was für eine Absicht das sein konnte, wußten sie allerdings noch nicht. Aber sie hielten es durchaus -für möglich, daß die Pläne der Archäologen irgendwie mit den Bohrarbeiten in Zusammenhang standen.
Die ganze Gruppe trat an die Rotary-Bohranlage heran, wo Oldham die interessierten Fragen der beiden Gäste beantwortete.
»Ich verstehe es also richtig, daß das Bohrgestänge zum Teil hohl ist?« vergewisserte sich Mark Rowlands.
»Natürlich«, nickte der Projektleiter. »Schließlich muß ja die Spülflüssigkeit nach unten gepumpt und der Aushub nach oben befördert werden.«
»Das leuchtet ein«, kommentierte Sturgeon.
Und ganz leise fügte er hinzu: »Oder siehst du Probleme, Mark?«
Diese Frage war nur für Rowlands bestimmt, und Sturgeon glaubte bestimmt auch, daß niemand sonst seine Worte verstanden hatte.
Aber er täuschte sich. Mike Hunter, der ein Stück hinter den beiden Archäologen stand und in eine ganz andere Richtung blickte, hatte sehr gute Ohren. Er bekam Sturgeons Frage mit und sah aus den Augenwinkeln auch, daß der Angesprochene verneinend den Kopf schüttelte.
Unauffällig schob sich Mike noch etwas näher an die Männer aus London heran. Aber es kam nichts Interessantes mehr. Schweigend lauschten Sturgeon und Rowlands den weiteren technischen Ausführungen, die Angus Oldham machte.
Bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit nahm Mike Damona kurz zur Seite.
»Die beiden haben etwas vor«, raunte er ihr zu.
»Sicher, darüber waren wir uns ja schon einig.«
»Ich wette, sie haben gleich etwas vor!« Mike berichtete ihr, was er gehört hatte.
»Hm«, machte Damona, »keine Probleme mit dem Bohrgestänge! Was können sie damit gemeint haben?«

»Vielleicht haben sie einen Sabotageakt vor.«

»Aber warum?« fragte die Herrin des King-Konzerns, »Angesehene Archäologen sind schließlich keine Terroristen.«

»Nun, manche Umweltschützer gehen ziemlich militant vor.«

Mike deutete auf sein linkes Auge, unter dem noch immer eine leichte Schwellung zu erkennen war.

»Rowlands und Sturgeon machen auf mich nicht den Eindruck, als würden sie die Sache der Umweltschützer vertreten«, sagte Damona.

»Auf mich auch nicht«, stimmte ihr Mike zu, »aber… Zur Hölle ich weiß ja auch nicht«

»Behalten wir sie weiterhin gut im Auge«, schlug Damona vor.

»Okay.«

Angus Oldham war mit seinen Erklärungen inzwischen zum Ende gekommen. Mark Rowlands trat auf ihn zu und zupfte ihn am Ärmel. »'ne dumme Frage, Mr. Oldham, aber wo ist denn hier für kleine Jungs?« hörte Mike, der sich inzwischen wieder an ihn herangearbeitet hatte, ihn den Projektleiter fragen.

»Dort drüben!« Oldham deutete auf eine etwas abseits gelegene Baracke. »Rechts ist für kleine Jungs.«

»Danke.« Rowlands nickte dem Mann von der Northern Oil Ltd. zu und wandte sich ab.

Und er nickte nicht nur Oldham, sondern auch seinem Kollegen zu. Ganz unauffällig zwar, aber doch nicht unauffällig genug, um es vor dem sehr aufmerksamen Mike zu verbergen.

»Lenk Sturgeon irgendwie ab«, flüsterte Mike seiner Freundin zu.

Damona reagierte sofort. Sie trat an die Seite des Mannes mit dem Bürstenhaarschnitt und verwickelte ihn in ein Gespräch. Sturgeon bekam somit keine Gelegenheit, auf Mike zu achten.

Mark Rowlands ging unterdessen bereits zu der WC-Baracke hinüber. Mike folgte ihm. Als sich der Archäologe unterwegs einmal kurz umwandte, sprang Mike schnell hinter einen Lastwagen, der mit Bohraushub beladen wurde. Rowlands sah ihn nicht und setzte seinen Weg fort.

Dann verschwand der Archäologe in der Baracke.

Im Eilschritt vollzog Mike den Anschluß. Keine Frage, er kam sich doch ein bißchen lächerlich vor, als er die Holztür ganz langsam öffnete und auf leisen Sohlen hindurchschlüpfte. Es war schließlich durchaus möglich, daß Mark Rowlands wirklich nur ein menschliches Regen verspürt hatte. Aber da war dieses verschwörerische Getue mit Sturgeon gewesen. Und dieses hatte darauf hingedeutet, daß der WC-Besuch nur ein Vorwand war.

Die Toilettenanlage bestand aus drei abgeteilten Kabinen. In der linken war Rowlands verschwunden, wie das Zeichen ›Besetzt‹ an dem Drehschloß erkennen ließ.

Mike schlich lautlos in die Kabine nebenan und blieb lauschend stehen.

Was machte Mark Rowlands – das, was man normalerweise auf der Toilette tat?

Es hörte sich nicht so an. Statt dessen vernahm Mike ein Geräusch, als ob ein Streichholz angezündet wurde. Nun, dachte er, vielleicht hat sich unser Freund erst mal eine Zigarette ins Gesicht gesteckt.

Tabaksgeruch spürte er jedoch nicht. Dafür wurde abermals ein Geräusch laut – ein eigenartiges Zischen, das er auf Anhieb nicht richtig deuten konnte. Anschließend knisterte etwas.

Mike runzelte die Stirn. Was tat der Bursche da? Man konnte fast meinen, daß er irgend etwas verbrannte.

Zwischen den beiden Kabinen gab es in Bodenhöhe einen Zwischenraum von ungefähr zwanzig Zentimetern. Kurz entschlossen ging Mike nach unten und versuchte, in die Nachbarkabine hineinzusehen.

Und er sah auch etwas – etwas ganz Verrücktes.

Mark Rowlands kniete auf dem Boden!

War ihm schlecht, so daß er sich erbrechen mußte? Das konnte eigentlich nicht sein, denn solche Übungen gingen bekanntlich nicht ohne entsprechende Geräuschentwicklung über die Bühne. Sein Knien mußte also einen anderen Grund haben, denn er verhielt sich völlig still.

Das änderte sich jedoch schon einen Augenblick später. Rowlands fing plötzlich an, irgend etwas vor sich hinzumurmeln. Mike zog die Augenbrauen hoch. Was sollte der Unsinn? Das hörte sich ja beinahe an wie ein… Gebet.

Es war wirklich ein Gebet, oder vielmehr eine Art Beschwörung!

Mike konnte nicht alles verstehen, was der Archäologe da murmelte. Aber einige markante Sätze bekam er doch ganz deutlich mit.

»Großer Pyrkon erhöre mich… Dein treuer Diener ruft dich … Erlaube ich mir, mein Kommen anzukündigen …«

Jeder normale Mensch hätte solche Floskeln wahrscheinlich als Ausgeburten eines kranken Hirns abgetan und sich bezeichnend an den Kopf getippt. Nicht jedoch Mike Hunter. Durch seine nahe Verbindung zu Damona King, der weißen Hexe, hatte er schon zahllose Male unliebsame Bekanntschaft mit den Kreaturen aus den Dimensionen der Finsternis geschlossen. Er wußte, daß Dämonen und ähnliches Gelichter keineswegs Ammenmärchen, sondern schreckliche Realität waren. Und ihm war auch bekannt, daß die Mächte aus dem Jenseits ergebene Diener und Helfershelfer in der diesseitigen Welt besaßen. Ganz offensichtlich waren Mark Rowlands und höchstwahrscheinlich auch sein Kollege Sturgeon solche Helfershelfer.

Pyrkon – das war wohl der Name eines Dämons. Mike hatte den

Namen noch nicht gehört, aber das wollte überhaupt nichts besagen.

Dämonen gab es wie Sand am Meer.

Der Zwischenraum zwischen Fußboden und Kabinenwand war zu schmal, um Mike mehr als Rowlands Füße und Knie erkennen zu lassen. Das genügte ihm nicht. Er wollte mehr sehen.

Ganz kurz überlegte er. Dann richtete er sich auf und kletterte geräuschlos auf den Klodeckel. Der Abstand zwischen Decke und Kabinenwand war groß genug, um den Kopf hindurchstecken zu können. Und wenn Rowlands nicht gerade in diesem Moment nach oben blickte…

Mike wagte es. Er ging davon aus, daß Rowlands so mit seiner Beschwörung beschäftigt war, daß er auf nichts anderes achtete. Entschlossen schob er den Kopf vor.

Vor Überraschung hätte er beinahe einen Pfiff ausgestoßen. Im letzten Augenblick preßte er die Lippen fest zusammen, um den Impuls zu unterdrücken.

Wie er schon erwartet hatte, kniete Mark Rowlands auf dem Boden, ganz in sich selbst versunken. Das war es also nicht, was Mike aufs äußerste verblüffte. Für diesen Effekt sorgte etwas anderes.

Rowlands Haare und sein Kopf standen in hellen Flammen!

Rot und Gelb loderte das Feuer, ein goldener Strahlenkranz, der unwillkürlich an eine Krone denken ließ. Wieder mußte Mike einen Impuls unterdrücken, den Impuls, einen Eimer Wasser zu holen und über Rowlands auszuleeren, um ihn vor dem Feuertod zu retten. Aber im gleichen Moment, in dem ihm dieser Gedanke durch den Kopf fuhr, wurde ihm vollkommen klar, daß überhaupt keine Gefahr für den Archäologen bestand. Die wabernden Flammen standen mit Rowlands im Bunde, waren eine Art unheimliche Symbiose mit ihm eingegangen.

Wie gebannt blickte Mike auf das wahnsinnige Geschehen, das wider Willen eine eigenartige Faszination auf ihn ausübte. Noch war er nicht bemerkt worden.

Dann wurde aus der Symbiose eine Metamorphose…

Die Flammen breiteten sich aus, züngelten an Rowlands Armen, an seinem Oberkörper hinunter, tasteten sich weiter, bis sie auch den Unterkörper und schließlich auch die Beine einhüllten. Aber der Archäologe verbrannte nicht, wurde nicht zu Asche. Statt dessen verwandelte sich sein ganzer Körper ebenfalls in Flammen, ohne dabei die Konturen einer menschlichen Gestalt zu verlieren. In Sekundenschnelle war Mark Rowlands zu einem Wesen aus purem. Feuer geworden.

Die unheimliche Gestalt erhob sich aus der immer noch gebeugten Position richtete sich zu ihrer vollen Größe auf.

Blitzschnell zog Mike den Kopf zurück. Er wußte, daß Rowlands

keine Augen im menschlichen Sinne mehr hatte. Aber er zweifelte nicht daran, daß das Feuerwesen sehr wohl über ein Wahrnehmungsvermögen verfügte.

Und er irrte sich nicht…

Rowlands war bereits auf ihn aufmerksam geworden!

Eine breite Feuerzunge zuckte unter der Kabinen wand hervor und jagte funkensprühend dicht über den Fußboden hinweg. Nur der Umstand, daß Mike noch auf dem Klodeckel stand, rettete ihn.

Die Feuerzunge zog sich zurück, kam aber fast im selben Augenblick wieder.

Von oben diesmal!

Mike sah sie im letzten Moment. Mit einem wilden Sprung auf den Boden brachte er sich in Sicherheit.

Er saß in der Falle, keine Frage.

Erneut griff das Feuerwesen an.

Mike hüpfte hoch, packte die Oberkante der Kabinentür und hielt sich daran fest. Blitzschnell riß er die Beine hoch.

Gerade noch rechtzeitig. Die Waberlohe jagte haarscharf unter seinen Füßen dahin. So dicht, daß die Sohlen seiner Schuhe gestreift wurden. Der Geruch von verbranntem Leder Stieg ihm penetrant in die Nase.

Mike wußte nur eins: Er mußte raus aus der Baracke, sonst würde ihn der unheimliche Gegner unweigerlich erwischen.

Es wurde höchste Zeit. Das Feuerwesen, in das sich Mark Rowlands verwandelt hatte, schlug jetzt eine neue Taktik ein. Es versuchte nicht mehr, ihn von der Nebenkabine aus zu treffen. Wie eine Leuchtspirale wand es sich unter der Zwischenwand hervor, war im nächsten Augenblick in derselben Toilettenkabine wie Mike auch.

Der Freund Damonas hing noch immer an der Tür – eine ideale Zielscheibe für das Feuerwesen.

Aber Mike gab sich noch nicht geschlagen. Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung machte er einen Klimmzug und schwang sich auf die Tür. Dann ließ er sich einfach nach vorne fallen.

Und wieder hatte er es im letzten Sekundenbruchteil geschafft, einem mörderischen Flammenstoß zu entgehen. Der Angriff des teuflischen Gegners traf nur die Tür, die nun ihrerseits Feuer fing und in Brand geriet.

Unsanft schlug Mike vor der Tür auf dem Holzfußboden auf. Ein böser Schmerz durchzuckte seinen linken Arm. Er war genau auf den Ellbogen gefallen. Aber er hatte jetzt keine Zeit, sich dem Schmerz zu überlassen. Noch längst war er nicht aus der Gefahrenzone.

Trotz der harten Landung schaffte er es, sofort wieder auf den Füßen zu stehen. Zwei, drei lange Schritte, und er hatte den Eingang der WC-Baracke erreicht.

Aber da war auch die Feuergestalt schon wieder.

Mike sprang nach vorne, hinaus auf das Bohrgelände.
Einen winzigen Augenblick zu spät.
Ein Flammenstoß traf ihn in den Rücken. Mike hatte das Gefühl, als würde eine Napalmbombe auf seiner Haut explodieren. Der sengende Schmerz ließ ihn taumeln.
Da schlug der Feuerteufel zum zweiten Mal zu.
Im nächsten Augenblick brannte Mike lichterloh.

***

Unwillig blickte Michail Tscherkessow von seinem Schreibtisch hoch. Es hatte an die Tür seines Arbeitszimmers geklopft, obwohl er ausdrücklich Anweisung gegeben hatte, ihn nicht zu stören. Wenn er sich mit dem wöchentlichen Plansoll beschäftigte, wollte er nur eins: seine verdammte Ruhe haben.
»Ja?« brüllte er wütend!
Die Tür öffnete sich, und der Genosse Gruschenko trat ein. Hinter ihm kamen die beiden Deutschen, die in der vergangenen Nacht solchen Ärger verursacht hatten.
»Zum Lagerarzt solltest du sie bringen, Genosse!« entrüstete sich der Kommandant. »Nicht zu mir!«
Mit dümmlichem Gesichtsausdruck stand der Posten im Türeingang. Mehrmals öffnete er den Mund, um etwas zu sagen, machte ihn jedoch jedesmal wieder zu und schluckte.
»Nun, Genosse?«
Der junge Deutsche drängte sich nach vorne. »Wir haben uns entschlossen, Ihnen die Wahrheit zu sagen, Kommandant«, antwortete er an Stelle Gruschenkos.
Solche Worte hörte Tscherkessow gerne. Dies rechtfertigte natürlich auch die Störung.
»Es ist gut, Genosse Gruschenko.« Er nickte dem Posten. »Warte draußen, bis ich dich wieder rufe.«
Was dann kam, verblüffte den Oberst ungemein. Gruschenko wollte sich zurückziehen, ungeheuer erleichtert, wie es Tscherkessow erschien, aber dazu kam er nicht. Der Deutsche legte ihm von hinten eine Hand auf die Schulter und hielt ihn fest.
»Hier geblieben, Freundchen!« sagte er.
Und Gruschenko, ein kräftiger Mann, der sicher gut zwanzig Kilogramm mehr auf die Waage brachte als Steeger, leistete keinen Widerstand, ließ sich ins Zimmer hineindrängeln, als sei er der Häftling und der Deutsche der Aufseher.
Das war zuviel für Michail Tscherkessow. Ein Arbeitslager wie Gorkutsk war nur mit straffer Ordnung, mit Disziplin und Gehorsam zu führen. Jeder einzelne mußte wissen, wo er stand. Die Häftlinge waren auf der einen, die Aufseher auf der anderen Seite. Und über

allen zusammen stand er, Oberst Michail Tscherkessow, Träger des Leninordens und verdienter Held der Arbeit.

Er erhob sich von seinem Stuhl, so heftig, daß dieser beinahe umgestürzt wäre.

»Hast du nicht gehört, Genosse?« herrschte er Gruschenko an. »Ich habe gesagt, du sollst draußen warten!«

»Ich… ich …« Der Posten stotterte herum wie ein dummer Junge.

Aber er machte keine Anstalten, dem Befehl nachzukommen. Nervös schielte er auf die beiden Deutschen. Mehr noch auf das Mädchen als auf den Mann.

Der Kerl hat ja Angst! dachte Tscherkessow.

Michael Steeger lächelte. Er und seine Freundin hatten bisher noch im Türeingang gestanden, traten jetzt in den Raum hinein, Steeger schloß die Tür hinter sich.

»Genosse Gruschenko, was hat das zu bedeuten?« Der Oberst funkelte seinen Untergebenen böse an. »Ich befehle dir…«

»Lassen Sie ihn in Ruhe, Oberst«, redete der Deutsche dazwischen.

»Sehen Sie nicht, daß er fast in die Hose macht?«

Tscherkessow holte tief Luft. »Wie redest du denn mit mir, Kerl? Ich werde dich…«

»Blas' dich doch nicht so auf, du lächerlicher Reservestalin!« sagte der Deutsche.

Das war zuviel! Diesem unverschämten Bengel mußte gezeigt werden, wer in Gorkutsk das Sagen hatte. Und wenn Gruschenko dazu nicht in der Lage war…

Tscherkessow griff nach seiner Pistolentasche, die er um die Hüfte geschnallt hatte.

Steeger sagte etwas in deutscher Sprache, an die Adresse Gruschenkos gewandt.

»Nimm ihm die Pistole ab!« Soviel verstand der Kommandant mit seinen bescheidenen Deutschkenntnissen.

Und das Unglaubliche geschah. Gruschenko löste sich von der Wand, gegen die er sich bisher gepreßt hatte, und kam zum Schreibtisch hinüber. Er legte die rechte Hand auf den Unterarm seines Vorgesetzten.

»Tu es nicht, Genosse Oberst«, sagte er.

Tscherkessow konnte es nicht glauben. Gruschenko hatte sich in der Vergangenheit stets als vorbildlicher und pflichtgetreuer Genosse bewährt. Und nun wagte er es, nicht nur einen Befehl zu mißachten, sondern auch noch Hand an einen Vorgesetzten zu legen.

»Nimm die Finger von mir, Mensch!« brüllte er.

»Genosse Oberst, bitte…«

Mit einem Ruck riß sich der Kommandant los und schüttelte die Hand des offenbar verrückt gewordenen Wachpostens ab. Er öffnete

den Knopf der Pistolentasche und packte die Waffe.

Halb hatte er sie aus der Tasche heraus, da schlug ihm Gruschenko mit der Faust auf das Handgelenk. Schmerzwellen rasten durch seinen Arm, denn wo der ungemein kräftige Genosse hinschlug, wuchs normalerweise kein Gras mehr. Aber Tscherkessow war selbst auch kein Schwächling. Er biß die Zähne zusammen und ignorierte den Schmerz. Mit einem Schritt rückwärts brachte er sich aus der Reichweite Gruschenkos. Im nächsten Augenblick hatte er die Pistole entsichert und in Anschlag gebracht.

»Zurück, Mensch, sonst…«

Gruschenko wollte ihm schon nachsetzen, zögerte aber jetzt. Sein Gesicht war verzerrt, die Augen flackerten. Geradezu furchtsam wandte er sich zu dem Deutschen um.

»Ich es versucht«, stieß er in dessen Sprache hervor, »aber…«

»Schon gut«, sagte Michael Steeger, »bist ein braves Kerlchen.« Er machte ein paar Schritte nach vorn und streckte fordernd die Hand aus. »Gib die Kanone her, Stalin!« verlangte er.

Michail Tscherkessow, der Selbstbeherrschung normalerweise groß schrieb, spürte, daß er eben diese immer mehr verlor. Was hier passierte, war ihm während seiner langen Karriere noch nie widerfahren. Er war außer sich vor Zorn.

»Bleib stehen, du!« schrie er den Deutschen an. »Wenn du noch einen einzigen Schritt näherkommst, erschieße ich dich!«

Er hätte das Recht dazu, denn er könnte sich auf einen akuten Notstand berufen. Rebellion, Aufruhr, um einer solchen Lage wieder Herr zu werden, mußten alle Mittel eingesetzt werden.

Michael Steeger dachte nicht daran, der Aufforderung Folge zu leisten. Er kam weiter auf den Schreibtisch zu.

Die Pistole Tscherkessows zielte genau auf seine Brust, dort, wo das Herz saß.

»Letzte Warnung, Mensch!« stieß er hervor.

Der Deutsche lächelte spöttisch. »Warum schießt du nicht endlich, Stalin?«

Er machte einen weiteren Schritt nach vorne.

»Du hast es nicht anders gewollt«, murmelte der Kommandant.

Und dann krümmte er den Zeigefinger und zog den Abzug durch.

Der Schuß krachte los.

Und traf gut.

Die Jacke des Lageranzugs, den der Deutsche trug, hatte plötzlich ein Loch.

Die Kugel war Steeger mitten ins Herz gedrungen.

Dann glaubte der Oberst, wahnsinnig zu werden. Mit Augen, die ihm beinahe aus den Höhlen quollen, starrte er den jungen Mann an.

Das… gibt es doch gar nicht!

Obgleich die Schußwunde unbedingt tödlich sein mußte, machte die dem Deutschen nicht das geringste aus, Er lächelte nur und kam weiter auf Tscherkessow zu.

Da wußte der Kommandant, daß er keinen Menschen, sondern einen Teufel vor sich hatte.

Im nächsten Augenblick stand Michael Steeger vor dem Schreibtisch. Wieder streckte er fordernd die Hand aus.

»Gib mir die Pistole, Stalin!«

Und Michail Tscherkessow gab sie ihm.

***

»Was, um des Himmels willen, ist denn das?« Verblüfft blickte Angus Oldham zu der Toilettenbaracke hinüber.

Damona King, die Gilbert J. Sturgeon in ein tiefes Gespräch verwickelt hatte, wandte den Kopf in dieselbe Richtung. Entsetzt zuckte sie zusammen, als sie den brennenden Mann sah.

»Mike!«

Es stimmte also! Mark Rowlands hatte etwas im Schilde geführt, war dabei von ihrem Freund überrascht worden und.

Was dann geschehen war, wußte sie nicht. Und im Augenblick war es auch zweitrangig, In erster Linie ging es jetzt um Mike. Damona rannte zu der Baracke hinüber.

Sie war nicht die einzige, die das tat.

Fast die gesamte Belegschaft der Bohrstelle war inzwischen aufmerksam geworden.

Mike stand vor den WCs und schlug wild mit den Armen um sich, um die Flammen zu ersticken. Aber er hatte damit wenig Erfolg.

Das Feuer hatte fast seine ganze Kleidung erfaßt und konnte auf diese Weise nicht mehr erstickt werden.

»Feuerlöscher!« brüllte jemand.

Aber Mike Hunter hatte selbst eine bessere Idee, Er setzte sich in Bewegung und rannte, einen Feuerschweif hinter sich herziehend, im Sprintertempo los. Im nächsten Augenblick war er hinter der Rückfront der Baracke verschwunden.

Damona war eine der ersten, die ihn wieder zu Gesicht bekam. Sie sah gerade noch, wie er sich mit einem Hechtsprung in das kleine Flüßchen warf, das hinter der WC-Anlage durch das Carnavaugh Valley floß.

Eine ganze Weile blieb er unter Wasser. Damona fürchtete schon, daß er gar nicht wieder auftauchen würde. Dann aber erschien sein Kopf doch wieder an der Wasseroberfläche, ein ganzes Stück von der Stelle entfernt, an der er hineingesprungen war. Die Strömung des Flüßchens hatte ihn abgetrieben.

Tief atmete Damona auf. Gott sei Dank, er lebte. Und wie es aussah,

war es ihm gelungen, das Feuer zu löschen.

Mit langsamen, fast müden Armschlägen schwamm Mike zum Flußufer zurück. Mehrere Männer eilten herbei und waren ihm behilflich, an Land zu kommen.

Fragen schwirrten ihm entgegen, aber er ignorierte sie alle. Seine Augen suchten Damona.

Die weiße Hexe war sofort an seiner Seite. »Mike, ist alles in Ordnung?«

In Mikes Augen nistete noch der Schmerz, sein Gesicht war leicht verzerrt. An mehreren Stellen seiner Haut waren große Brandblasen zu erkennen.

Aber er nickte. »Soweit geht es mir gut.« Er senkte seine Stimme auf Flüsterniveau herab, so daß nur Damona ihn verstehen konnte, »Hör zu, unser Verdacht hat sich bestätigt. Rowlands kann sich in pures Feuer verwandeln und steht höchstwahrscheinlich mit einem Dämon in Verbindung, den er Pyrkon nennt. Du mußt…«

Ein markerschütternder Schrei schnitt ihm das Wort ab. Der Schrei kam von der anderen Seite der Baracke.

»Das war bestimmt wegen Rowlands«, raunte Mike seiner Freundin zu.

Damona lief bereits, umrundete im Sturmschritt die Toilettenanlage.

Und sah wieder einen Mann, der in hellen Flammen stand, einen der Arbeiter. Dieser Mann war es offensichtlich, der den wilden Schrei ausgestoßen hatte.

Damona sah noch mehr: eine Schemenartige Gestalt, die nur aus Flammen zu bestehen schien. Wenn es stimmte, was Mike sagte und sie hatte keinerlei Veranlassung, seine Worte in Zweifel zu ziehen, dann mußte das Rowlands sein.

Auch andere sahen die unheimliche Gestalt, Schreie der Überraschung und des Entsetzens wurden laut.

Das Flammenwesen jagte über das Gelände wie eine Feuersbrunst, die ein Sturm vor sich hertrieb, Sie schien ein ganz bestimmtes Ziel zu haben: die Bohranlage.

Die Männer, die dort noch standen, spritzten zur Seite, als wollten sie sich vor einer Bombenexplosion in Sicherheit bringen.

Damona war zu weit entfernt, um eingreifen zu können, Sie versuchte es trotzdem. Krampfhaft bemühte sie sich, ihre magischen Fähigkeiten zu mobilisieren. Aber sie hatte keinen Erfolg damit. Ihr Unterbewußtsein, das die Hexenkräfte steuerte, reagierte nicht. Das war sie gewohnt. Hundertprozentig verlassen konnte sie sich auf ihre übernatürlichen Kräfte nur, wenn ihr eigenes Leben oder das Leben eines Menschen, der ihr sehr nahestand, in Gefahr war. Und diesen Eindruck schien ihr Unterbewußtsein jetzt nicht zu haben.

Das Flammenwesen, dessen Konturen unzweifelhaft die menschliche

Gestalt ahnen ließen, hatte die Rotary-Anlage jetzt erreicht, schoß auf die Arbeitsbühne hinauf. Im nächsten Augenblick veränderte sich die äußere Form der unheimlichen Kreatur. Die menschlichen Umrisse lösten sich auf. Eine Art Schlauch entstand, der an eine brennende Zündschnur denken ließ, die sich schlangenähnlich hin und her wand.

Und wie eine Schlange, die sich in ein Erdloch wühlt, verschwand das Feuerwesen dann auch, Sekunden später war nichts mehr von ihm zu sehen. Nur irgendein Holzteil auf der Arbeitsbühne, das Feuer gefangen hatte, deutete noch darauf hin, daß überhaupt etwas geschehen war.

Sekundenlang starrten alle, die an der Anlage gearbeitet hatten, auf die Arbeitsbühne, scheinbar unfähig, sieh zu rühren. Dann riß sich einer der Männer zusammen. Er sprang auf die Plattform und trampelte das Feuer aus.

Als sei diese Demonstration des Normalen ein Signal gewesen, erwachten jetzt alle aus ihrer Erstarrung. Alle redeten laut durcheinander, gestikulierten und machten sich Luft.

Damona trat auf den Techniker zu, der der Arbeitsbühne am nächsten gewesen war.

»Haben Sie beobachten können, wo das… wo der Flammenball geblieben ist?« erkundigte sie sich.

Flammenball war sicherlich nicht die richtige Bezeichnung. Aber Damona sprach ganz bewußt nicht von einem Feuerwesen. In der breiten Öffentlichkeit war die Realität der Magie und übernatürlicher Mächte nicht bekannt. Und wenn sie jetzt von einer dämonischen Kreatur geredet hätte, die mit dem Archäologen Mark Rowlands identisch war, hätte sie eine Panik heraufbeschwören können.

Der Mann, den sie angesprochen hatte, schüttelte den Kopf. »Ich habe es nicht so genau gesehen, Miß King. Ich war so damit beschäftigt, mich… äh …«

»… in Sicherheit zu bringen«, vervollständigte Damona in Gedanken.

»Ich kann Ihre Frage beantworten«, schaltete sich ein anderer Mann ein. Damona erkannte O'Leary, den jungen Ingenieur, der ihr die Anlage erklärt hatte.

»Ja, Mr. O'Leary?«

»Wenn ich mich nicht allzu sehr irre, ist… das Feuerding in das Bohrgestänge geschlüpft«, gab der Ingenieur Auskunft.

»Das würde bedeuten, daß es bis zum Ende der Bohrung vordringen kann, richtig?«

»Theoretisch, ja.«

»Könnte das Erdöl dadurch in Brand gesetzt werden?« wollte Damona wissen.

»Nein, Miß King. Wir sind ja bisher noch gar nicht auf ein Öllager gestoßen.«

»Natürlich«, murmelte die weiße Hexe. Und selbst wenn die Northern Oil Ltd. schön fündig geworden sein sollte – welches Interesse sollte eine dämonische Kreatur daran haben, einen Bohrlochbrand heraufzubeschwören? Andererseits mußte sie sich allerdings auch fragen, warum das Feuerwesen überhaupt in das Gestänge geschlüpft war. Vielleicht um sich zu verstecken, nachdem Mike seine wahre Natur entschleiert hätte? Vielleicht – vielleicht auch nicht!

Sie mußte mit Mike sprechen, mußte ganz genau in Erfahrung bringen, was er beobachtet hatte.

Wenig später war sie in der Erste-Hilfe-Baracke, wo Mike und das andere Opfer des Feuerwesens notdürftig verarztet wurden. Die Sekretärin des Projektleiters, die mal einen Kurs mitgemacht hatte, betätigte sich als barmherzige Samariterin. Beide Männer waren sozusagen mit einen blauen Auge davongekommen. Sie hatten sich Verbrennungen zweiten Grades zugezogen, sehr schmerzhaft zwar, aber nicht lebensbedrohend.

Damona fand schnell Gelegenheit, mit Mike allein zu sprechen. Er berichtete ihr, was er beobachtet hatte.

»Pyrkon, Pyrkon«, murmelte sie, nachdem er zum Schluß gekommen war.

»Dem Namen nach könntet es sich um einen Feuerdämon handeln.«

»Nicht nur dem Namen nach«, sagte Mike und betrachtete mit schmerzlich verzogenem Gesicht eine große Brandblase, die seinen linken Unterarm zierte.

Ein Satz aus Mikes Erzählung gab Damona besonders zu denken.

Während seines Beschwörungsmonologs hatte Mark Rowlands diesem Pyrkon sein Kommen angekündigt. Feuerdämonen waren chthonische Mächte, die in den magischen Dimensionen unterhalb der Erdoberfläche hausten. War das Feuerwesen deshalb in das Bohrloch eingedrungen?

»Ich wüßte schon, wer uns diese Frage beantworten könnte«, sagte Mike sinnend.

»So?«

»Gilbert J. Sturgeon!«

Damona schlug sich klatschend mit der flachen Hand gegen die Stirn. »Verdammt, den habe ich ja bei der ganzen Aufregung total vergessen!«

Mike nickte. »Ich auch. Aber ich fürchte, er ist uns etwas zu spät wieder eingefallen.«

»Du glaubst, er hat sich davongemacht?«

»Du nicht?«

»Doch«, sagte Damona zerknirscht.

Die Ahnungen der beiden bestätigten sich. Gilbert J. Sturgeon war verschwunden. Und niemand hatte gesehen, wohin er gegangen war.

***

Draußen auf dem Flur wurden Schritte und Stimmen laut.

»Genosse Oberst, hast du geschossen?« rief jemand.

Michael Steeger, der Tscherkessows Pistole in der Hand hielt, gab einen Zischlaut von sich, »Sag, daß alles in bester Ordnung ist, sonst…« Er ließ den Rest des Satzes drohend und unmißverständlich in der Luft hängen.

Tscherkessow war noch, immer geschockt. Die Erkenntnis, daß der Deutsche und seine Freundin keine normalen Menschen waren, sondern irgendwelche… Ungeheuer, die Pistolenschüsse wie Mückenstiche wegsteckten, hatte sein ganzes Weltbild in Aufruhr gebracht.

»Genosse Oberst?«

»Es… ist alles in Ordnung«, rief Tscherkessow durch die geschlossene Tür. »Ihr könnt gehen.«

Er haßte sich dafür, daß er klein beigegeben hatte. Und doch wußte er, daß er das Richtige getan hatte. Einen Gegner, der gegen Kugeln immun war, konnte man nicht besiegen. Er hätte nur das Leben seiner Untergebenen aufs Spiel gesetzt. Und sein eigenes natürlich auch.

»Sehr klug von dir, Stalin«, sagte der Deutsche und lächelte befriedigt. »Ich will hoffen, daß du auch weiterhin vernünftig bleibst«

»Wer seid ihr?« preßte der Oberst hervor, »Und was wollt ihr hier in Gorkutsk?«

»In Gorkutsk wollen wir gar nichts«, sagte Steeger. »Es war mehr zufällig, daß wir hierher gekommen sind. Und wer wir sind. Nun, wenn du so willst, kannst du uns als die Vorhut des neuen Menschen ansehen.«

»Des… neuen Menschen?« echote der Kommandant. »Was soll das bedeuten?«

Die Auskunftsbereitschaft des unheimlichen Deutschen war erschöpft. »Du fragst zuviel, Stalin«, sagte er. »Ich bin es, der hier die Fragen zu stellen hat. Zum Beispiel diese: Welche Beförderungsmittel stehen euch in diesem Einödlager zur Verfügung?«

»Wir verfügen über Lastkraftwagen. Und natürlich führt die Eisenbahnlinie vorbei.«

»Ist kein Flugplatz in der Nähe?«

»In rund fünf hundert Kilometern Entfernung.«

Steeger machte ein enttäuschtes Gesicht. »Es gibt nicht nur das Lager Gorkutsk, sondern auch eine Stadt gleichen Namens, oder?«

»Ja. Die Stadt liegt drüben auf der anderen Seite des Tunguska-Flusses«, bestätigte Tscherkessow.

»Dort gibt es doch bestimmt einen Hubschrauber, oder?«

»Ja«, sagte der Oberst widerwillig. »Die Polizei verfügt über Hubschrauber.«

»Könntest du einen herkommen lassen?«

Tscherkessow zögerte mit der Antwort. Er begriff, daß die unheimlichen Deutschen einen Hubschrauber benutzen wollten, um Gorkutsk zu verlassen. Wenn er ihnen dabei half, würde er sich dafür verantworten müssen. Wenn er andererseits bedachte, daß er die beiden auf diese Weise loswerden konnte…

»Ja«, sagte er, »ich hätte die Möglichkeit, einen Hubschrauber anzufordern.«

»Gut«, freute sich Michael Steeger, »sehr gut. Dann will ich eigentlich nur noch eins wissen: Wo befindet sich das nächste Atombombendepot?«

»Das nächste… Atombombendepot?«

»Ganz recht!«

Michail Tscherkessow atmete schwer. Er hatte keine Ahnung, welche Pläne der junge Mann und das Mädchen verfolgten. Aber er mußte davon ausgehen, daß diese Pläne teuflische Ziele verfolgten.

Unmenschen wie diesen beiden war das Schlimmste zuzutrauen.

Und gab es in dieser Welt etwas Schlimmeres als Atombomben?

Wenn Steeger und seine Komplizin Zugang zu Nuklearwaffen bekamen… Er wagte gar nicht, sich vorzustellen, was dann alles passieren konnte.

Er schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, aber ich bin darüber nicht im Bilde. Nuklearwaffen unterliegen der Geheimhaltungsstufe eins, und ich gehöre nicht zu denen…«

»Du lügst«, sagte Steeger mit kalter Stimme. »Selbst ich weiß, daß ihr hier in Sibirien laufend unterirdische Tests vornehmt. Außerdem gibt es überall Raketenstellungen. Also?«

Tscherkessow blieb dabei. Er gab vor, nichts, aber auch gar nichts über Atomwaffen zu wissen.

Der unheimliche Deutsche lächelte böse. »Mir scheint, du bist dir über den Ernst deiner Situation nicht im klaren, Stalin. Und du unterschätzt die Macht, die uns zur Verfügung steht. Vielleicht eine kleine Demonstration gefällig?«

Er wandte sich an seine Freundin und sagte etwas zu ihr. Er tat dies in deutscher Sprache, so daß Tscherkessow dem Wortlaut nicht folgen konnte. Allein den Begriff ›Feuer‹ schnappte er auf.

Was dann kam, war für den Oberst ein noch größerer Schock als der tödliche Schuß, der überhaupt keine Wirkung hinterlassen hatte.

Das Mädchen hatte auf einmal eine Streichholzschachtel in der Hand. Sie holte ein Hölzchen hervor und ließ es aufflammen. Dann setzte sie damit ihr eigenes langes Haar in Brand!

Unwillkürlich stöhnte der Oberst auf, als er sah, wie durch diese scheinbar verrückte Tat ein noch verrückterer Metamorphoseprozeß in Gang gesetzt wurde. Innerhalb weniger Augenblicke verwandelte sich

Petra Holzmann in eine Gestalt aus purem Feuer.
Wie hilfesuchend blickte Tscherkessow zum Genossen Gruschenko hinüber, der die ganze Zeit über stumm an der Wand gestanden und kein Glied gerührt hatte. Gruschenko machte ein starres, aber nicht einmal sonderlich überraschtes Gesicht. Anscheinend war dies nicht das erste Mal, daß er Zeuge einer solchen alptraumhaften Verwandlungsszene wurde. Seine Angst und seine Disziplinlosigkeit waren dem Kommandanten nun nur allzu verständlich.
»Wie war das doch mit dem Atombombendepot, Stalin?« sagte Steeger böse lächelnd.
Er will mich einschüchtern, dachte Tscherkessow, aber das soll ihm nicht gelingen. Er schüttelte den Kopf.
»Ich weiß es wirklich nicht!« sagte er entschieden.
Die Augen des Deutschen funkelten. »Du bist hartnäckig, Stalin, sehr hartnäckig.«
Er wandte sich an Gruschenko. »Und wie sieht es mit dir aus, Freundchen? Wirst du mir sagen, was ich wissen will?«
»Bitte«, erwiderte der Genosse, »ich habe wirklich keine Ahnung. Ich bin doch nur ein kleiner Mann.«
»So, bist du das?« Michael Steegers junges Gesicht wurde hart und grausam. »Kleine Leute sind eigentlich überflüssig. Findest du nicht auch, Petra?«
Die Flammengestalt des Mädchens waberte.
»Töte ihn!« sagte Steeger.
Anatolij Gruschenko zuckte zusammen. Sein Gesicht wurde zu einer Grimasse der Furcht. Er warf sich auf die Knie und hob die gefalteten Hände zur Brust hoch.
»Bitte, ich…«
Das Mädchen hob einen ihrer Flammenarme. Eine Feuerzunge jagte auf Gruschenko zu, bohrte sich wie ein Speer aus purer Energie in die Brust des Postens.
Gruschenko kam nicht einmal mehr dazu, einen Schrei auszustoßen. Der Feuerstoß schleuderte ihn zu Boden. Sein Körper loderte auf wie eine Fackel, die für eine Sekunde heller zu sein schien als die Sonne selbst.
Geblendet schloß Michail Tscherkessow die Augen. Und als er sie wieder öffnete, war vom Genossen Gruschenko nicht mehr geblieben als ein erbärmliches Häufchen weißgrauer Asche.
»Möchtest du dasselbe Schicksal erleiden, Stalin?« Die Stimme des Deutschen klirrte vor Kälte.
»Nein«, sagte Michail Tscherkessow flüsternd.
»Dann beantworte meine Frage!«
Der Widerstand des Kommandanten war dahingeschmolzen wie Schnee in der Sonne. Man hatte ihn nie als einen sonderlich

zartbesaiteten Mann bezeichnen können. Der Tod Gruschenkos jedoch war ihm schwer in die Glieder gefahren. Besonders die Art und Weise der Ermordung des Genossen hatte ihn erschüttert. Er sagte alles, was der Deutsche wissen wollte.

Noch während er sprach, kehrte sich die Metamorphose des Mädchens wieder um. In Sekundenschnelle wurde aus der Flammengestalt wieder ein Mensch.

Scheinbar ein Mensch, machte sich Tscherkessow klar.

Als sei überhaupt nichts gewesen, stand Petra Holzmann da.

Selbst ihr grauer Lageranzug war unversehrt.

Knapp zwei Stunden später saß der Oberst zusammen mit den beiden unheimlichen Deutschen in einem Polizeihubschrauber aus Gorkutsk und flog einem ungewissen Schicksal entgegen.

***

Ein lang anhaltendes Grollen tief unten im Schoß der Erde ließ die Menschen auf dem Bohrgelände zusammenfahren.

Die Aufregung aller hatte sich noch nicht gelegt. Die geheimnisvolle Feuergestalt, die fast jeder gesehen hatte, der Flammenüberfall auf Mike Hunter und den Techniker Johnson und das spurlose Verschwinden der beiden Archäologen bildeten den Nährboden für Diskussionen und Spekulationen. Damona King und Mike Hunter beteiligten sich dabei kaum, obwohl sie mehr zu sagen gewußt hätten als alle anderen zusammen. Aber es lag nicht in ihrem Interesse, ihre Kenntnisse über die Mächte der Finsternis publik zu machen.

Sie hatten lediglich dafür gesorgt, daß die Bohrarbeiten zunächst eingestellt wurden. Die Möglichkeit, daß noch etwas passieren würde, nachdem Mark Rowlands in die Erde gefahren war, ließ sich nicht von der Hand weisen. Und nun schien das dumpfe unterirdische Grollen diese Vermutung zu bestätigen.

Wenig später donnerte es abermals in der Erde.

Damona blickte mit bewölkter Stirn auf die Bohranlage. »Vielleicht wäre es ratsam, das Gelände zu evakuieren«, sagte sie zu Mike, der an ihrer Seite stand.

»Nicht die schlechteste Idee«, nickte Mike. »Dieses Grollen… Hast du eine Ahnung, was es bedeuten könnte?«

»Noch nicht. Aber bestimmt hat es etwas mit Rowlands zu tun. Komm, wir sagen Oldham Bescheid.«

Die beiden gingen zu dem Projektleiter hinüber, der sich mit einigen seiner Mitarbeiter besprach. Mike bewegte sich recht mühsam vorwärts. Die Brandverletzungen, die er erlitten hatte, waren mit einer Salbe belegt und verbunden worden. Aber die Schmerzen, die er verspürte, waren weiterhin ziemlich groß. Jeder Schritt bereitete ihm zusätzliche Qualen, was sich auch in seinem Gesicht widerspiegelte.

Damona entging das nicht. »Ich glaube, du solltest dich selbst auch evakuieren«, schlug sie vor. »Ins Bett nämlich.«

»Nein«, lehnte Mike ab. »Ich habe mit einem gewissen Feuerteufel noch ein Hühnchen zu rupfen. Oder, besser gesagt, ein Flämmchen zu löschen. Wenn er wieder auftaucht, möchte ich zur Stelle sein.«

»Falls er wieder auftaucht«, murmelte Damona.

Angus Oldham blickte den beiden entgegen. »Ich wollte gerade zu Ihnen kommen, Miß King«, sagte er. »Ich wollte Ihnen nämlich vorschlagen, die Bohrstelle zu verlassen. Aus Sicherheitsgründen, verstehen Sie?«

Damona lächelte. Der Projektleiter machte es ihr einfach, indem er dieses Thema von sich aus ansprach. Das ersparte ihr einige verbale Klimmzüge.

»Wir wissen nicht, was diese rätselhafte Flammenerscheinung im Bohrloch angerichtet hat«, sprach Oldham weiter. »Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich irgendwelche Gase entzündet haben, und es dadurch zu Explosionen kommt. Dieser unterirdische Donner, den wir gehört haben, könnte ein Alarmzeichen sein.«

Es war verständlich, daß ein Techniker wie Oldham nach rationalen Erklärungen suchte. Der Gedanke, daß tatsächlich dämonische Kräfte am Werk waren, lag ihm natürlich fern. Damona sah die Dinge allerdings ganz anders. Sie fürchtete eher, daß der Donner auf das Wirken dunkler Mächte zurückzuführen war.

»Sehr freundlich, daß Sie um meine Sicherheit besorgt sind, Mr. Oldham«, sagte sie. »Aber ich meine, Sie sollten vor allem an Ihre Leute denken.«

»Oh, wir sind es gewohnt, mit einem gewissen Risiko zu leben. Es ist deshalb nicht erforderlich…«

»Doch«, schaltete sich Mike ein. »Miß King und ich sehen die Dinge aus einer übergeordneten Warte, Mr. Oldham. Der King-Konzern kann es sich nicht leisten, durch spektakuläre Unfallmeldungen ins Gerede zu kommen. Deshalb muß ich Sie im Namen der Konzernleitung ersuchen, umgehend alle Leute vom Gelände abzuziehen.«

»Natürlich«, nickte Oldham. »Wenn das Miß Kings Wunsch ist… Und Sie selbst?«

»Ein Kapitän verläßt das sinkende Schiff als letzter«, grinste Mike Hunter.

Achselzuckend wandte sich der Projektleiter ab. Dann gab er die entsprechenden Anweisungen.

Der Abzug von Arbeitern und Technikern begann ohne Verzögerungen. Er wurde noch beschleunigt durch den Umstand, daß der unheimliche Erddonner abermals zu hören war. Den meisten war es recht mulmig geworden. Sie hatten überhaupt nichts dagegen, daß sie abrücken mußten. Binnen kürzester Zeit befanden sich nur noch

drei Personen auf dem Gelände: Damona, Mike und Angus Oldham.
»Sie gehen nicht?« fragte Mike.
Oldham grinste. »Ein Kapitän verläßt sein Schiff als letzter. Ihnen gehört das Schiff zwar, aber ich führe es!«
Womit er unbedingt recht hatte. Als Projektleiter hatte er die direkte Verantwortung für alles; was geschah.
Während Damona noch überlegte, wie sie Oldham trotzdem dazu bewegen konnte, ebenfalls zu gehen, gerieten die Dinge bereits in Bewegung. Aus dem Rohrsystem der Rotary-Anlage schossen plötzlich Flammen empor.
»Vorsicht!« schrie Angus Oldham und sprang zurück.
»Gleich brennt der ganze Turm!«
Auch Damona und Mike wichen zurück.
»Ist das Rowlands wieder?« fragte Damona leise.
»Ich… bin mir nicht sicher«, erwiderte Mike.
Schnell jedoch wurde offensichtlich, daß es sich nicht um den verwandelten Archäologen handeln konnte. Das Flammenvolumen war größer, viel größer. Immer mehr Feuer quoll aus dem Gestänge der Bohranlage, giftgelb und blutrot. Die Waberlohe war wie *ein* grellbunter Ballon, in den eine gewaltige Pumpe immer mehr Luft hineinpreßte, so daß sich der Ballon blähte und blähte.
Schon hatte der zuckende Feuerball eine Höhe erreicht, die – die eines mittleren Wohnhauses Überstieg. Und er wuchs immer weiter.
Ringsum flimmerte die Luft vor Hitze. Damona, Mike und Angus Oldham mußten sich fluchtartig zurückziehen, um nicht in den Einflußbereich der sengenden Temperaturen zu kommen.
»Das ist kein normales Feuer!« stieß der Projektleiter hervor. »Das ist…« Er sprach nicht weiter, weil ihm die Worte fehlten.
Die Waberlohe hüllte jetzt den ganzen Bohrturm ein und verdeckte den Horizont. Sie erinnerte immer mehr an einen gigantischen Kraken, dessen feurige Tentakel sich schlangengleich und obszön hin und her wanden.
Und dann nahm die noch amorphe Feuermasse auf einmal Gestalt an. Die Konturen eines Riesenschädels bildeten sich heran, füllten sich schließlich mit den Merkmalen einer abscheulichen Fratze. Unsagbar teuflische Augen, groß wie die Fenster eines Hochhauses, starrten auf den Boden hinab. Und unter einer unsagbar grausam gebogenen Nase entstand ein scheunentorgroßer Rachen, dessen weißglühende Zähne auseinanderklafften, als wollten sie die ganze Welt verschlingen.
»Pyrkon?« flüsterte Mike.
Damona war ganz seiner Meinung. Mark Rowlands, der Diener des chthonischen Dämons, mußte der Kreatur aus der jenseitigen Welt ein Dimensionstor geöffnet haben, durch das diese nun ins Diesseits gekommen war.

Rauchwolken quollen jetzt aus dem Rachen des Dämons, grell schillernde Nebel, die ein gespenstisches Eigenleben zu führen schienen. Wie suchend wirbelten die Nebelschwaden umher, drehte sich um ihre eigene Achse, wogten einmal hierhin, ein anderes Mal dorthin.

Und dann hatten sie ihr Ziel gefunden.

Wie von einem unsichtbaren Leitstrahl geführt, schwebten sie auf Damona King und die beiden Männer zu. Die drei wichen zurück, bis ihnen die Wand einer Holzbaracke Einhalt gebot.

Angus Oldham verlor die Nerven. Gellend schrie er auf.

Währenddessen konzentrierte sich Damona mit aller Macht auf ihre Hexenkräfte. Und angesichts der teuflischen Gefahr hatte sie Erfolg damit. Es gelang ihr, eine weißmagische Barriere zu errichten, die sie und die beiden Männer wie ein Mantel einhüllte. Die dämonischen Nebel prallten dagegen, konnten die Sperre jedoch nicht durchdringen.

Oldham war seiner Nerven noch nicht Herr geworden, zumal er nichts davon ahnte, was Damona tat. Er sah nur die schillernden Nebel wölken vor sich und rechnete damit, jeden Augenblick von ihnen eingeschlossen zu werden. Er stieß sich, von der Barackenwand ab und rannte los.

»Bleiben Sie hier, Oldham!« brüllte Mike.

Aber der Projektleiter hörte nicht, lief weiter. Dadurch verlor er den Schutz, den ihm Damonas Magiebarriere gewährt hatte. Und das wurde ihm sofort zum Verhängnis. Eine der Dämonenwolken stürzte auf ihn los, stülpte sich wie eine Glocke über ihn. Im nächsten Augenblick war von ihm nichts mehr zu sehen.

Erbittert ballte Mike die Fäuste. Aber er konnte nichts tun, um Oldham zu helfen.

Damona jedoch versuchte es. Sie widmete einen Teil ihrer Konzentration dem Dämonennebel, der Oldham in seine Gewalt gebracht hatte. Weißmagische Kräfte drangen auf die jenseitige Wesenheit ein.

Und der Nebel zeigte Wirkung. Er verfärbte sich, verlor an dämonischer Substanz. Schon war die Gestalt Angus Oldhams für Bruchteile von Sekunden wieder zu sehen.

Unterdessen stürmten die anderen Nebelwolken weiterhin gegen die Barriere an, die Damona und Mike schützte. Mehr und mehr Wolken wurden es, denn der Rachen des Dämons stieß immer weitere aus. Das Bohrgelände quoll förmlich über von ihnen.

Damona bekam Schwierigkeiten, die Barriere unter dem Ansturm der schillernden Schwaden aufrecht zu erhalten. Sie konnte sich wegen Oldham nicht mehr voll darauf konzentrieren, und das nutzten die unheimlichen Gegner aus. Mit der geballten Macht des Bösen

schleuderten sie sich wieder und immer wieder gegen die weißmagische Sperre.

Mit dem menschlichen Auge war es nicht zu erkennen, aber Damonas übernatürlicher Sinn nahm deutlich die Risse wahr, die in ihrer Barriere entstanden. Wenn die Risse so breit wurden, daß sich die Nebel hindurchzwängen konnten…

Sie wußte, daß sie einen Fehler machte, aber sie brachte es nicht über sich, Angus Oldham einfach seinem Schicksal zu überlassen.

Deshalb kämpfte sie an zwei Fronten weiter.

Es war ein Kampf, den sie nicht gewinnen konnte. So sehr sie sich auch anstrengte, die Risse am Auf klaffen zu hindern, desto klarer mußte sie erkennen, daß sie letzten Endes scheitern würde.

Und schließlich geschah es. Die Nebelwolken des Dämonen warfen sich jetzt mit vereinten Kräften gegen eine Schwachstelle in der Barriere. Und dieser gigantischen Entladung schwarzmagischer Energien konnte Damona nicht mehr genug entgegensetzen.

Die Barriere brach.

Und im nächsten Augenblick fielen die Nebelkreaturen Pyrkons über Damona und Mike her.

ENDE des ersten Teils